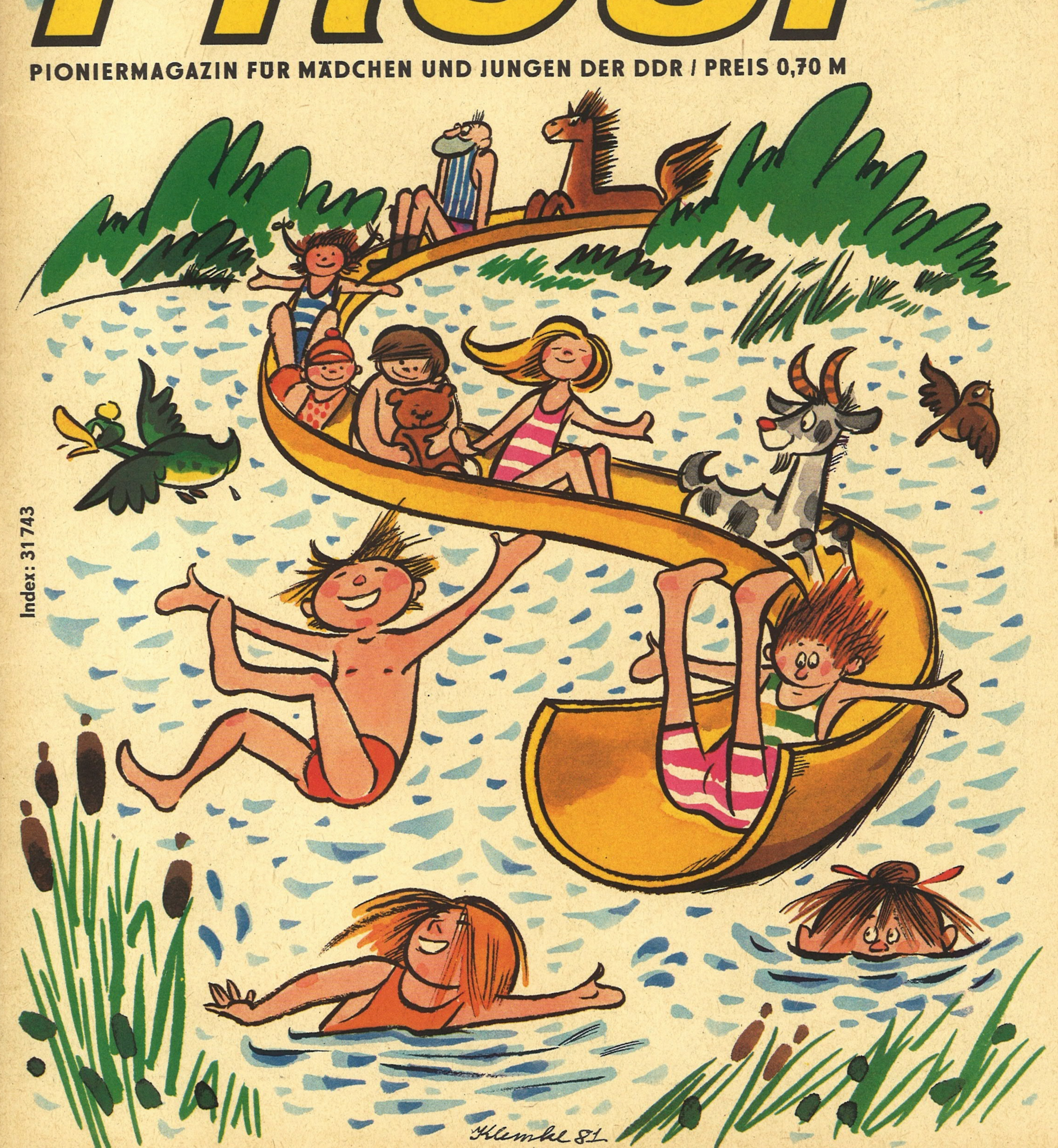
FRÖSI

7/81

PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0,70 M

Index: 31 743



③ Rückseite des Segels (Teil 6) auf weißes Papier kleben

FRÖSi

⑤

⑥

Gestrichelte Linien falzen

Zeichnung: Otto Sperling

④

②

6

TRINK-HALM

1

2

3

4

④

③





Unsere Außenstellen:

2500 Rostock
Haus der
Gewerkschaften

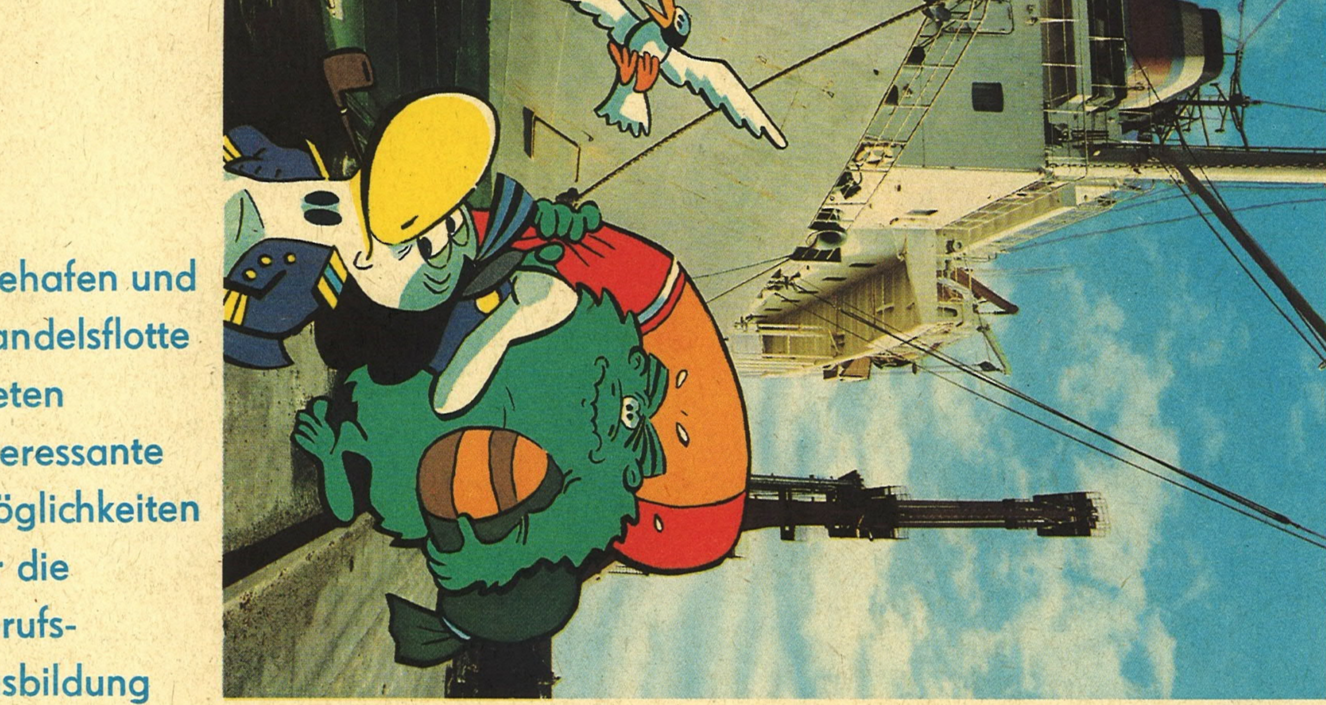
1071 Berlin
Wichertstraße 47





Fotos: Siegfried Driemert, Einzeichnungen: Jürgen Günther

Seehafen und Handelsflotte bieten interessante Möglichkeiten für die Berufsausbildung



VEB Kombinat Seeverkehr und Hafenwirtschaft – Deutfracht/ Seerederei – Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen

Zeichnungen: Richard Hambach

FRÖSI 7/81

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

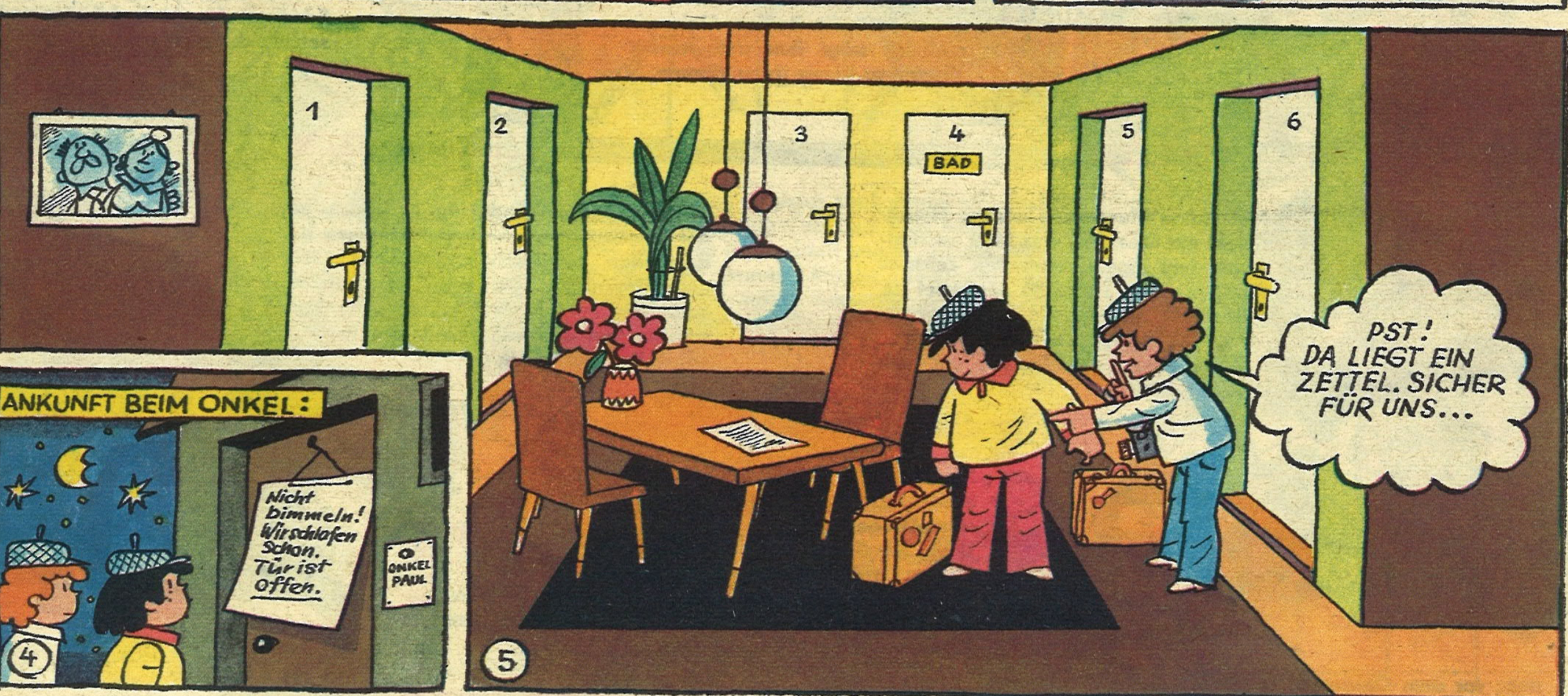
KRIMI NR. 3

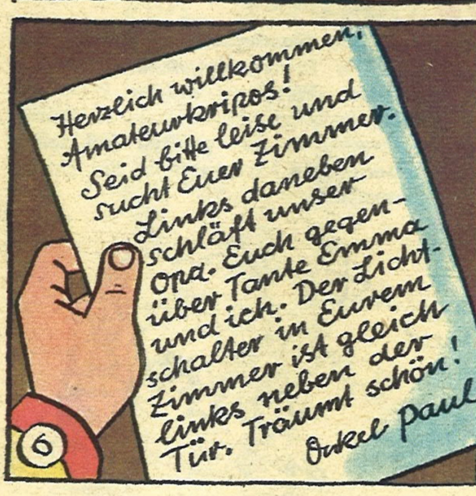
ACHTUNG, SCHLAUMEIER, SCHNÜFFELNASEN UND HOLZAUGEN! AUCH IN DEN FERIEN STOSSEN TÜTE UND CO. AUF EINEN FALL, DER IHREM KRIMI-SPÜRSINN EINE HARTE NUSS SERVIERT. KNACKT SIE! KNOBELT MIT!











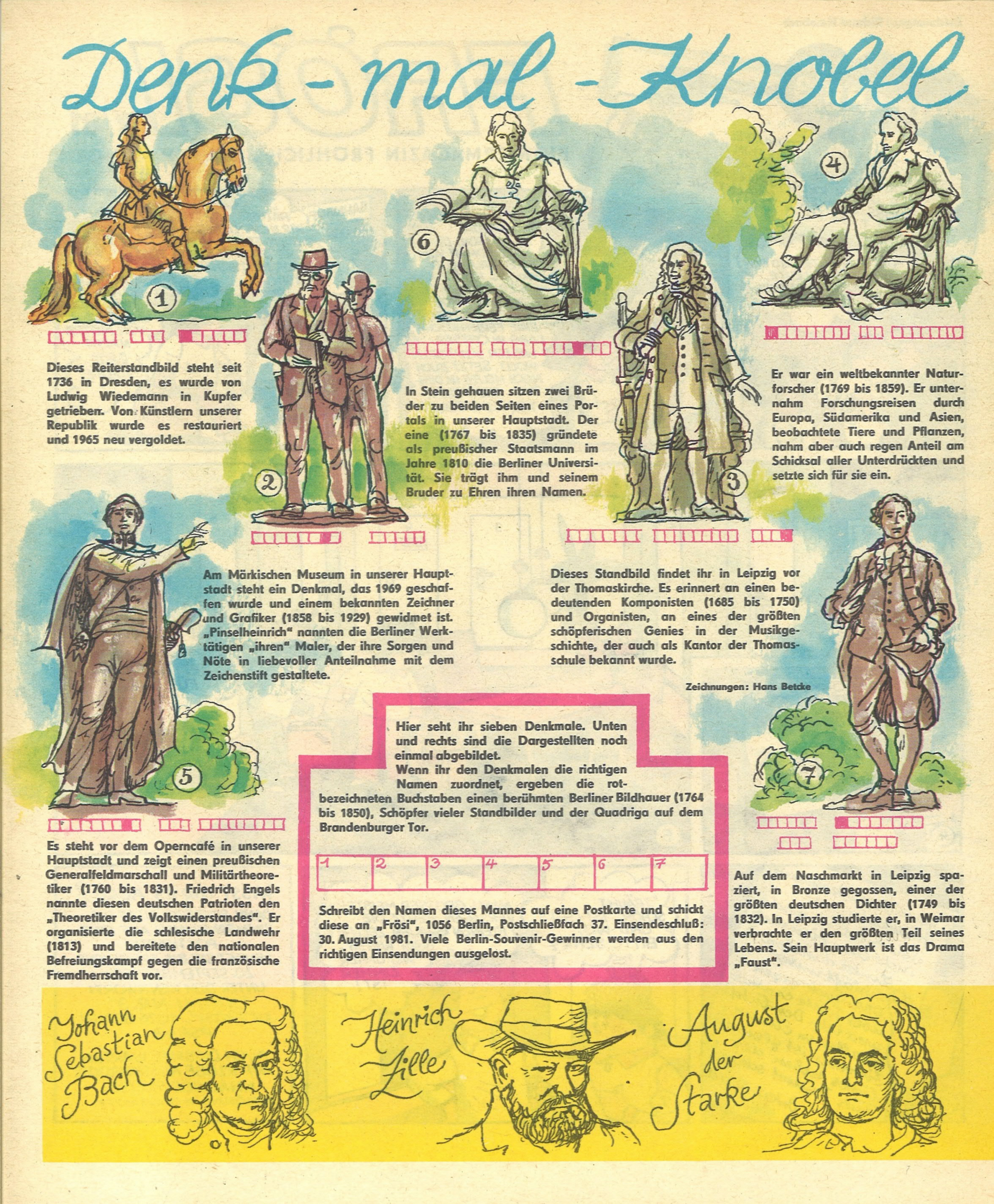


WISST IHR ES AUCH?

DANN SCHREIBT BITTE DIE ZIMMERNUMMER AUF EINE POSTKARTE. SENDET SIE BIS SPÄTESTENS 20. SEPTEMBER 1981 UNTER DEM KENNWORT: "KRIMI NR. 3" AN "FRÖSI", 1026 BERLIN, PSF 43

AUCH DIESMAL WARTEN AUF KLUGE NUSSKNACKER KNACKIGE PREISE.

AUFLÖSUNG IM OKTOBERHEFT



Denk-mal-Knobel

1 Dieses Reiterstandbild steht seit 1736 in Dresden, es wurde von Ludwig Wiedemann in Kupfer getrieben. Von Künstlern unserer Republik wurde es restauriert und 1965 neu vergoldet.

6 In Stein gehauen sitzen zwei Brüder zu beiden Seiten eines Portals in unserer Hauptstadt. Der eine (1767 bis 1835) gründete als preußischer Staatsmann im Jahre 1810 die Berliner Universität. Sie trägt ihm und seinem Bruder zu Ehren ihren Namen.

4 Er war ein weltbekannter Naturforscher (1769 bis 1859). Er unternahm Forschungsreisen durch Europa, Südamerika und Asien, beobachtete Tiere und Pflanzen, nahm aber auch regen Anteil am Schicksal aller Unterdrückten und setzte sich für sie ein.

2 Am Märkischen Museum in unserer Hauptstadt steht ein Denkmal, das 1969 geschaffen wurde und einem bekannten Zeichner und Grafiker (1858 bis 1929) gewidmet ist. „Pinselheinrich" nannten die Berliner Werktätigen „ihren" Maler, der ihre Sorgen und Nöte in liebevoller Anteilnahme mit dem Zeichenstift gestaltete.

3 Dieses Standbild findet ihr in Leipzig vor der Thomaskirche. Es erinnert an einen bedeutenden Komponisten (1685 bis 1750) und Organisten, an eines der größten schöpferischen Genies in der Musikgeschichte, der auch als Kantor der Thomasschule bekannt wurde.

Zeichnungen: Hans Betcke

Hier seht ihr sieben Denkmale. Unten und rechts sind die Dargestellten noch einmal abgebildet.

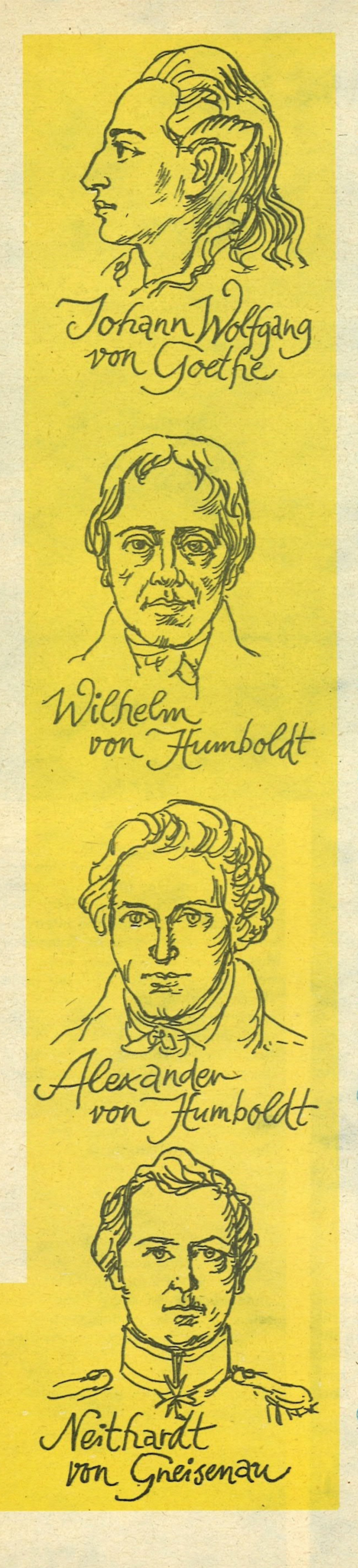
Wenn ihr den Denkmalen die richtigen Namen zuordnet, ergeben die rotbezeichneten Buchstaben einen berühmten Berliner Bildhauer (1764 bis 1850), Schöpfer vieler Standbilder und der Quadriga auf dem Brandenburger Tor.

1	2	3	4	5	6	7

Schreibt den Namen dieses Mannes auf eine Postkarte und schickt diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. August 1981. Viele Berlin-Souvenir-Gewinner werden aus den richtigen Einsendungen ausgelost.

5 Es steht vor dem Operncafé in unserer Hauptstadt und zeigt einen preußischen Generalfeldmarschall und Militärtheoretiker (1760 bis 1831). Friedrich Engels nannte diesen deutschen Patrioten den „Theoretiker des Volkswiderstandes". Er organisierte die schlesische Landwehr (1813) und bereitete den nationalen Befreiungskampf gegen die französische Fremdherrschaft vor.

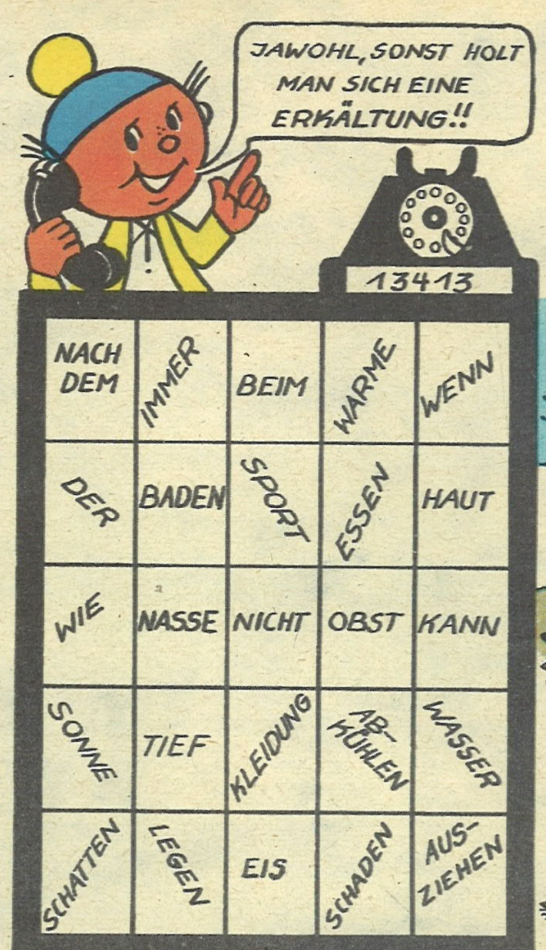
7 Auf dem Naschmarkt in Leipzig spaziert, in Bronze gegossen, einer der größten deutschen Dichter (1749 bis 1832). In Leipzig studierte er, in Weimar verbrachte er den größten Teil seines Lebens. Sein Hauptwerk ist das Drama „Faust".





Seid ihr im Bilde?

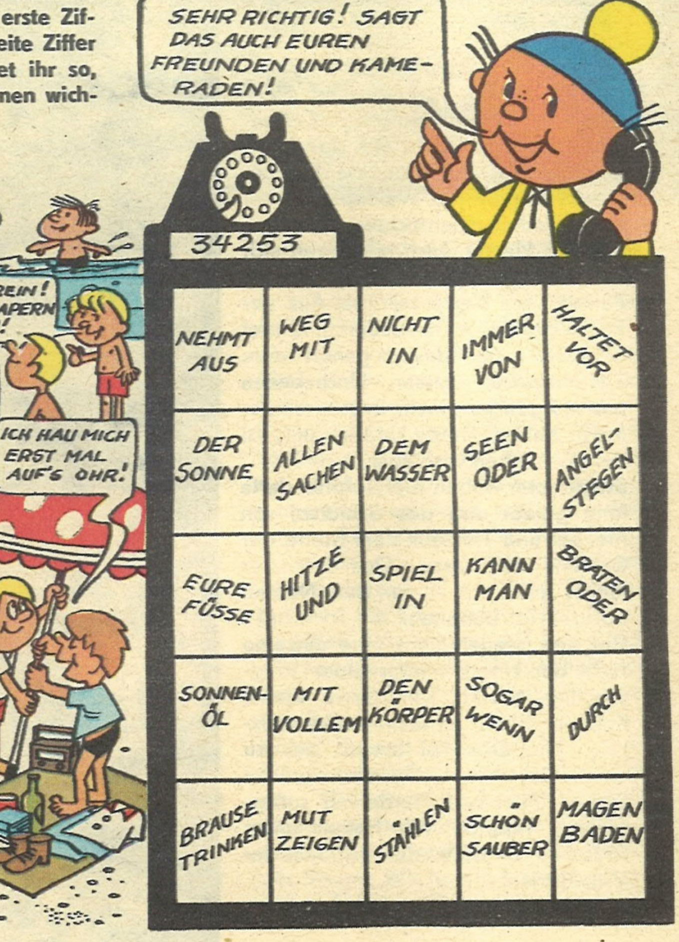
Hurra, Ferien! Aber machen wir es auch immer richtig? Einer hier am Badestrand macht es jedenfalls nicht! Wollt ihr wissen, ob ihr seinen Fehler richtig erkannt habt, legt das ausgeschnittene Karbonblatt genau auf den nebenstehenden Wörtersalat. Kreuzt nun die Ziffern von Kundis Telefonnummer 1 34 13 auf dem Karbonblatt an. Auf diese Weise erhaltet ihr einen Gesundheitstip von Kundi!



NACH DEM	IMMER	BEIM	WARME	WENN
DER	BADEN	SPORT	ESSEN	HAUT
WIE	NASSE	NICHT	OBST	KANN
SONNE	TIEF	KLEIDUNG	AB-KÜHLEN	WASSER
SCHATTEN	LEGEN	EIS	SCHADEN	AUS-ZIEHEN



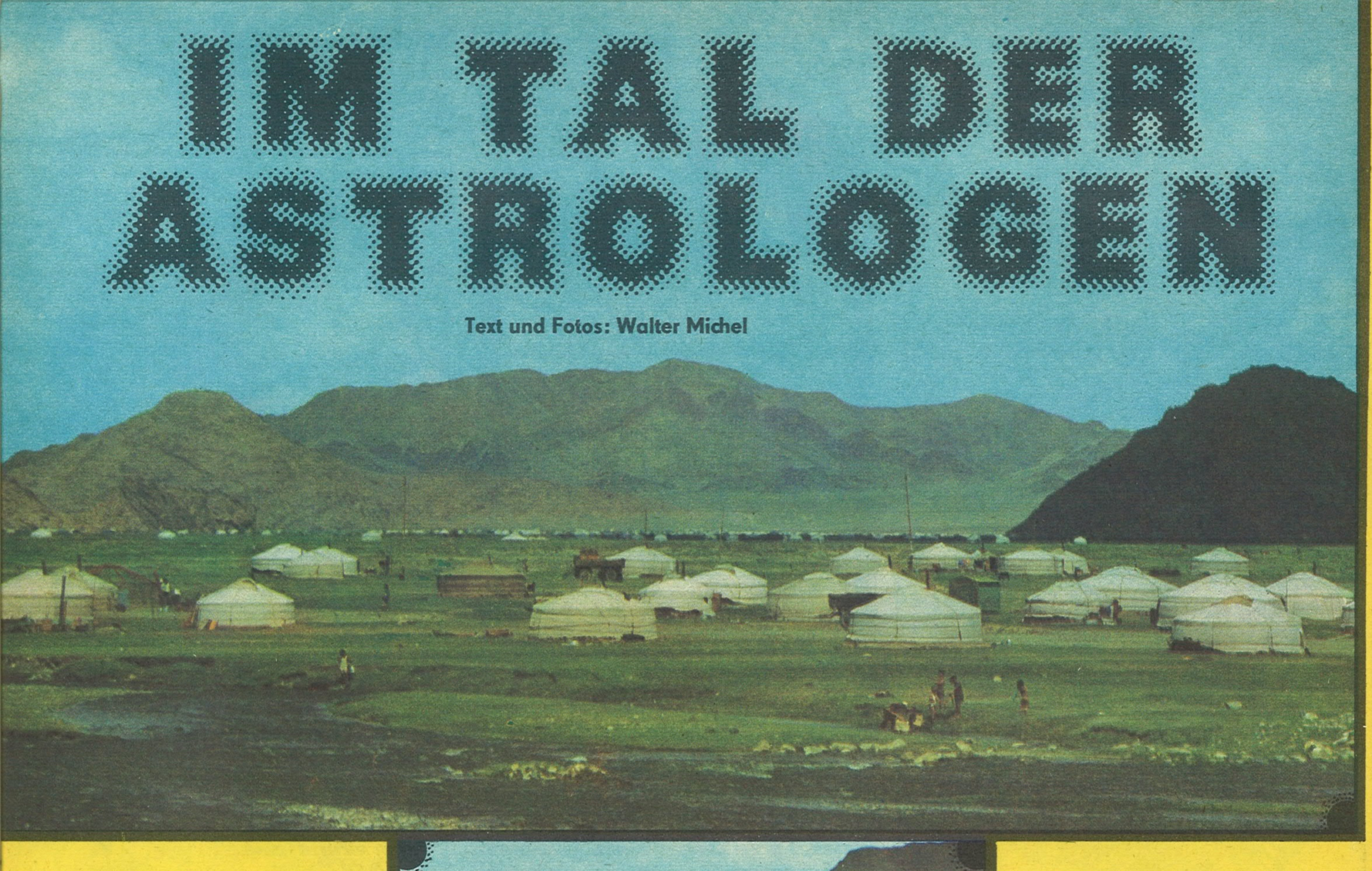
Hoppla! Hier sind es gleich zwei, denen wir ernsthaft ins Gewissen reden müssen. Was machen sie falsch? Legt das Karbonblatt genau auf das Wörterchaos und kreuzt Kundis Telefonnummer 3 42 53 an. In der ersten Querreihe die erste Ziffer (3), in der zweiten Querreihe die zweite Ziffer (4) usw. Auf dem Wörterschema erhaltet ihr so, von oben nach unten gelesen, wieder einen wichtigen Tip, den jeder beachten sollte!



NEHMT AUS	WEG MIT	NICHT IN	IMMER VON	HALTET VOR
DER SONNE	ALLEN SACHEN	DEM WASSER	SEEN ODER	ANGEL-STEGEN
EURE FÜSSE	HITZE UND	SPIEL IN	KANN MAN	BRATEN ODER
SONNEN-ÖL	MIT VOLLEM	DEN KÖRPER	SOGAR WENN	DURCH
BRAUSE TRINKEN	MUT ZEIGEN	STÄHLEN	SCHÖN SAUBER	MAGEN BADEN

IM TAL DER ASTROLOGEN

Text und Fotos: Walter Michel



Im Westen der Mongolischen Volksrepublik, knapp zweitausend Flugkilometer von der Hauptstadt Ulan-Bator entfernt, erhebt sich das Altaigebirge. Bis hinauf an die Schneegrenze liegen die Weideplätze der mongolischen Viehzüchter, der Araten. Ein kleiner Bach schlängelt sich durch das von steilen, graubraunen Felswänden begrenzte Tal. Aus der Ferne grüßen schneebedeckte Gipfel herüber. Einer davon gehört dem Zambargawa, dessen Hochebenen uns morgen zu einem Besuch eingeladen haben. Heute sind wir im „Tal der Astrologen" zu Gast.

Sterndeuter haben hier Jahrhunderte lang gelebt und das Schicksal von Mensch und Tier aus dem Stand der Gestirne abgelesen. Das hat sich längst geändert – nur den Namen hat das Tal behalten.

Hin und wieder klebt eine einzelne Jurte am Hang. Hinter einer Wegbiegung taucht dann eine kleine Kolonie dieser runden, weißen Filzzelte auf. Das Tal breitet sich zu einer Ebene aus. Friedlich grasen Schafe, Yaks und Pferde auf saftiggrünem Teppich. Wir haben unser Tagesziel erreicht: die Brigade der Viehzüchter.

Im „Tal der Astrologen" lerne ich die 16jährige Bajarsaichan und ihre Familie kennen. Das Mädchen mit seinen langen schwarzen Zöpfen besuchte acht Jahre lang die Internatsschule im Zentrum ihres Somons – das entspricht etwa einer Kreisstadt nach unserer Vorstellung. Dort hatte sie gute Lehrer und im Internat ein bequemes zweites Zuhause. Während der Ferien und an unterrichtsfreien Tagen kam sie zu Besuch in die elterliche Jurte – und stets freute sie sich auf die Tiere, mit denen sie zusammen von frühester Kindheit an aufgewachsen war. Längst war in ihr der Wunsch gereift, so wie Vater und Mutter auch selbst einmal Viehzüchter zu werden.

Ihr Berufswunsch sollte in Erfüllung gehen.

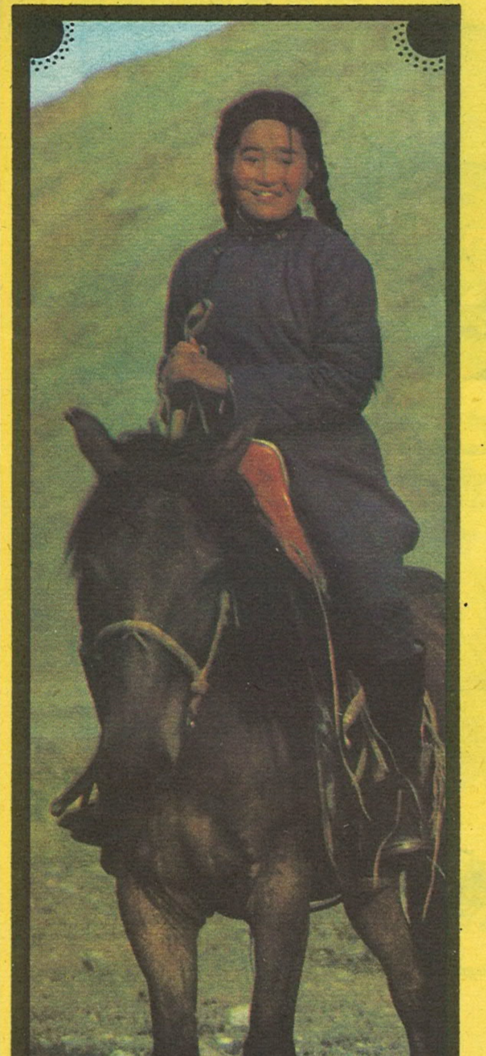
Die Pferde haben es Bajarsaichan besonders angetan. Ein mongolisches Sprichwort sagt, daß Menschen ohne Pferde wie Vögel ohne Flügel seien. In einem anderen heißt es, daß man in den Augen seines Lieblingspferdes lesen könne wie in den Augen seines besten Freundes. Kein Wunder, daß über die Freundschaft des Menschen zu seinen vierbeinigen Gefährten Lieder gesungen und Legenden gewoben werden. Übri-



und wirft sich auf den gestürzten Hengst. Der wehrt sich verzweifelt, doch er ist seinem Bezwinger unwiderruflich ausgeliefert. Er bekommt Zaumzeug und einen Sattel aufgelegt. Erst jetzt lockert Dshamzyn die Lederschlinge.
Keuchend und haßerfüllten Auges versucht das in seinem Stolz gedemütigte Tier sich aufzubäumen, aber vergeblich. Sein Rivale schwingt sich in den Sattel und zwingt dem Hengst erneut menschlichen Willen auf. Zum erstenmal in seinem Leben trägt dieses Pferd einen Reiter. Es ist störrisch und bäumt sich auf. Dann wieder versucht es, den Reiter kopfüber abzuwerfen – aber es gelingt ihm nicht. Deshalb schießt es jetzt wie eine Rakete nach vorn. Dabei versucht es erneut, den Reiter abzu-

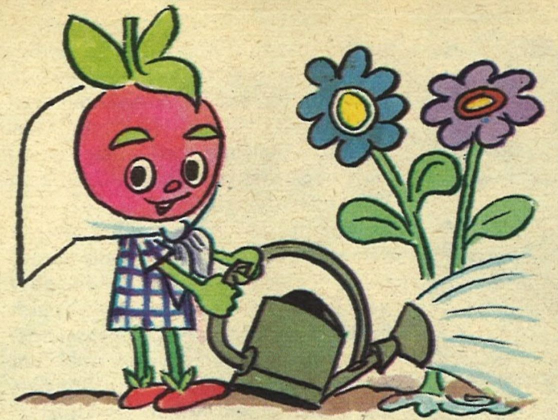
gens: das Nationalinstrument der Mongolen ist die „Morinchur", eine Pferdegeige. Ihre Saiten bestehen aus Pferdesehnen, der Bogen aus Schweifhaar, und den Steg ziert ein geschnitzter Pferdekopf.
Bajarsaichan betreut gemeinsam mit ihrer Mutter 513 Pferde. Dreißig davon sind Stuten, die fünf- bis siebenmal täglich gemolken werden. Neben der Weiterverarbeitung der Stutenmilch zu verschiedenen schmackhaften Käse- und anderen Produkten ist sie im gegorenen Zustand als Airak (unsere sowjetischen Freunde nennen es Kumyß) das Nationalgetränk der Mongolen. Es enthält Nähr- und Aufbaustoffe, Vitamine und Mineralien und schmeckt vorzüglich – auch dem Europäer, wenn er sich nur erst daran gewöhnt hat ...
Bajarsaichans Mutter hat sich als „Hervorragende Melkerin" verdient gemacht. Der „Melkeimer mit den silbernen Ringen", eine unter den Viehzüchtern begehrte Auszeichnung, gehört zu ihrem stolzen Besitz. Wen wundert es, daß Tochter Bajarsaichan ihr nacheifert? Immerhin verrät sie mir, daß sie zunächst eine gute Melkerin werden und später in Ulan-Bator oder gar an einer sowjetischen Universität Veterinärmedizin studieren möchte ... Und dann? „Natürlich möchte ich danach zu meinen geliebten Pferden zurückkommen", sagt sie.



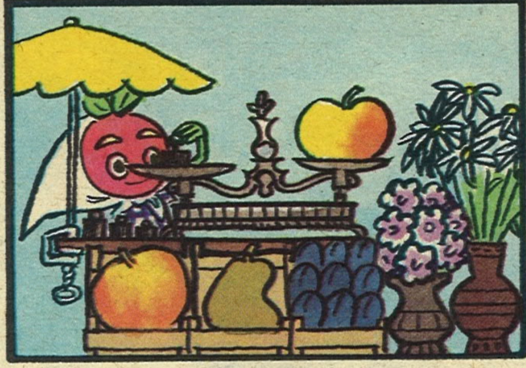


●

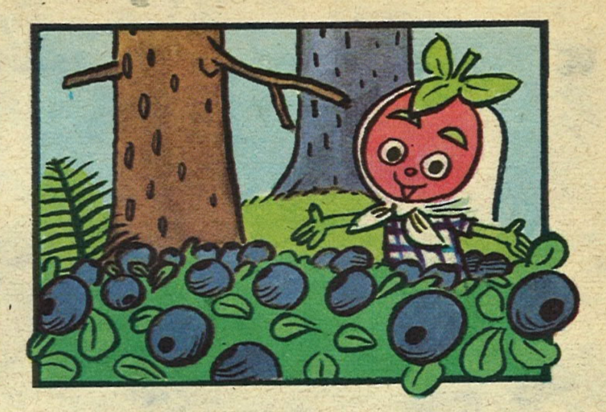
Während Mutter und Tochter zur Melkerbrigade gehören, sind Vater und die Söhne draußen bei der Herde. Bis dorthin hat sich herumgesprochen, daß sich DDR-Besuch in ihrer Jurte aufhält. Und es dauert nicht lange, bis Vater Zigmed und sein 18jähriger Dshamzyn herangesprengt kommen, um persönlich „den lieben Gast aus dem befreundeten Land" zu begrüßen. Haben wir bis jetzt Airak getrunken und dazu Käse gekaut, so reicht der Hausherr nun Archi, einen aus Stutenmilch destillierten Schnaps.
Beiläufig fragt er, ob ich denn schon einmal gesehen hätte, wie ein wildes Pferd gefangen und eingeritten wird ... Obwohl ich schon in der Südgobi Zeuge eines solchen beeindruckenden Schauspiels sein konnte, bitte ich um eine „Vorstellung".
Wir gehen vor die Jurte, und Dshamzyn besteigt sein Pferd. Dann galoppiert er in die Herde hinein und sucht sich einen stattlichen Hengst heraus, der noch von keiner Menschenhand berührt wurde. Stuten drängen sich um ihn, als wollten sie ihn beschützen. Sie ahnen, welche Stunde ihrem Hengst geschlagen hat. Plötzlich bricht er aus der Herde aus und jagt davon. Dshamzyn folgt ihm auf seinem Pferd, das fünf Meter lange Stangenlasso wie eine Waffe zum Angriff nach vorn haltend. Nach einigen hundert Metern Verfolgungsjagd gelingt es dem kühnen Reiter, den Kopf des wilden Hengstes in die Lederschlinge zu bekommen. Aber die Jagd geht weiter, während Dshamzyn den Stab dreht und sich die Schlinge um den Hals des Eingefangenen zusammenzieht. Der Hengst stürzt. Es ist jener Augenblick, auf den sich sein Bezwinger besonders konzentrieren muß, wenn er nicht – das Stangenlasso fest umklammernd – in hohem Bogen aus dem Sattel katapultiert oder – die Stange verlierend – in wildem Galopp am gestürzten Pferd vorbeischießen will!
In die Steigbügel gestemmt, bringt der Reiter sein Pferd zum Stehen schütteln. Doch der sitzt fest im Sattel und hält die Zügel straff. Er bringt den Willen des Pferdes unter seine Kontrolle. Pferd oder Reiter – das war hier die Frage. Der Reiter blieb Sieger, und ich beglückwünsche Dshamzyn zu seinem Meisterstück.
Vater, Mutter und Tochter Bajarsaichan sind stolz auf ihren Dshamzyn. Wild gestikulierend und Anfeuerungsrufe ausstoßend, hatten sie den wilden Ritt kommentiert. Nun beruhigen sie sich und bitten zu einem Abschiedstrunk in die Jurte. Dshamzyn wird die Ehre zuteil, die Schalen zu füllen. Wir trinken auf das Glück der Familie, auf die Gesundheit der Tiere – und auf die Zukunftspläne von Bajarsaichan.
Vater Zigmed philosophiert: „Das Tal der Astrologen wurde zum Tal der Genossenschaftsaraten. Seit 60 Jahren bestimmt unser Volk seinen Weg nicht mehr nach dem Stand der Sterne. Wir haben bessere Wegweiser."



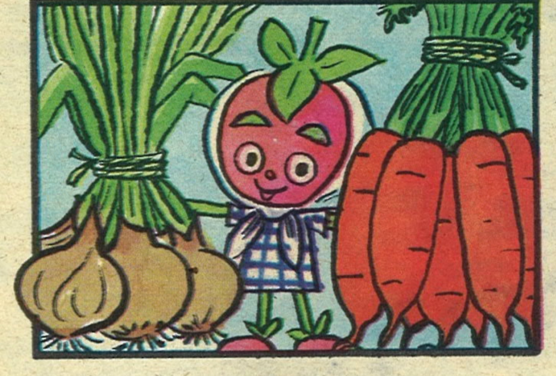
Alle Jahre wieder



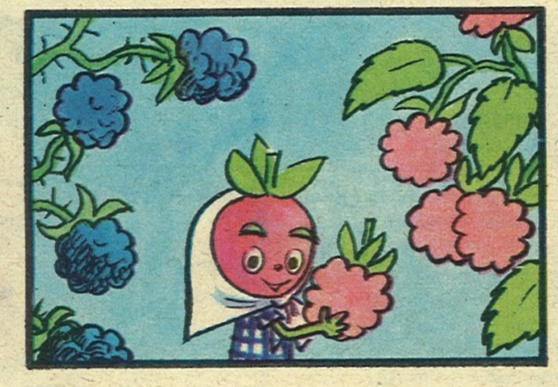
Ostern trifft man Osterhasen,
im Dezember Pfefferkuchen.
Blüht der Gänseblümchenrasen,
fängt Korbine an zu buchen.



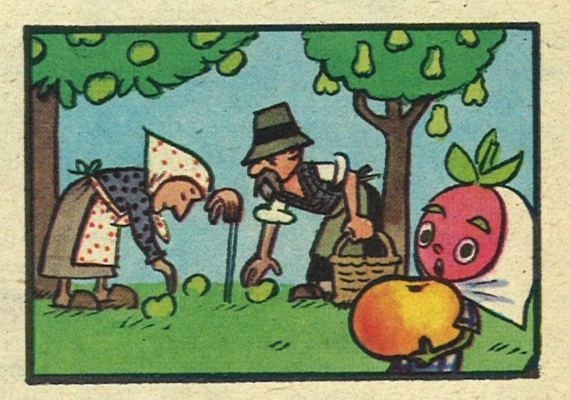
Nämlich: Sucher, Sammler, Finder
von Stralsund bis ganz nach Sachsen,
Pioniere, Schüler, Kinder,
wie sie täglich bei uns wachsen.



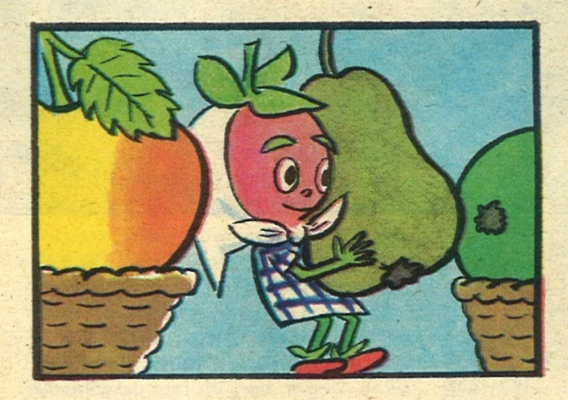
Wald- und Gartenvitamine,
Korb und Stück und Pfund und Bund,
sammeln Freunde von Korbine,
und sie tun's aus gutem Grund.



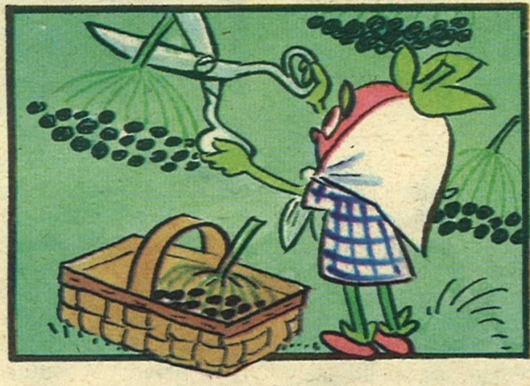
Und zu Kannen, Messer, Scheren
greift, wer diese Sache kennt.
Brom- und Him- und Heidelbeeren
werden sorgsam abgetrennt.



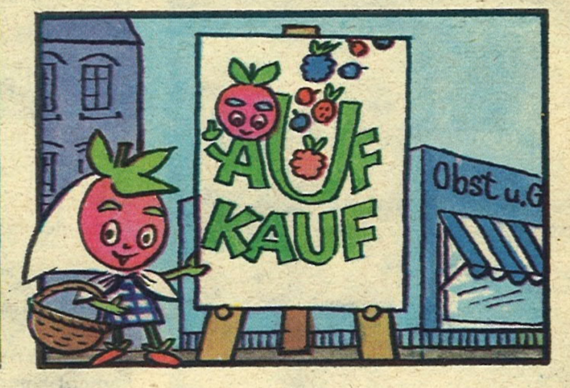
Unter Bäumen – viel zu schade,
daß es ungenutzt dort liegt –
gibt's für Apfelmarmelade
einen Rohstoff. Und der wiegt!



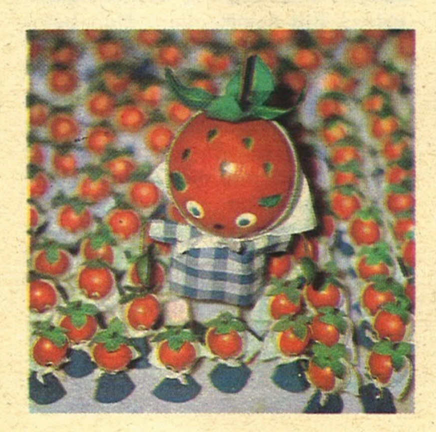
Sanft wie nur im Kinderwagen
liegt das Pflückobst startbereit
und freut Nase, Augen, Magen
bis zur lieben Weihnachtszeit.



Beerendolden vom Holunder,
der an jedem Waldrand lacht,
ist ein wahres Sammelwunder,
weil er volle Körbe macht.



Und per Rad, zu Fuß, auf Schiene
trifft die Vitaminflut ein.
Jeden Sammler trägt Korbine
in ihr großes Plusbuch ein.



Sagt jetzt einer: alte Leier.
Jedes Jahr derselbe Spaß.
Sag ich: Auch die Ostereier
liegen jedes Jahr im Gras.
Und die läßt man auch nicht liegen.
Warum also Vitamine,
die um vieles schwerer wiegen?



ALSO, LEUTE, HELFT KORBINE!



Foto: Günther Simon
Zeichnungen: Harri Schlegel
Text: Chistine Lost

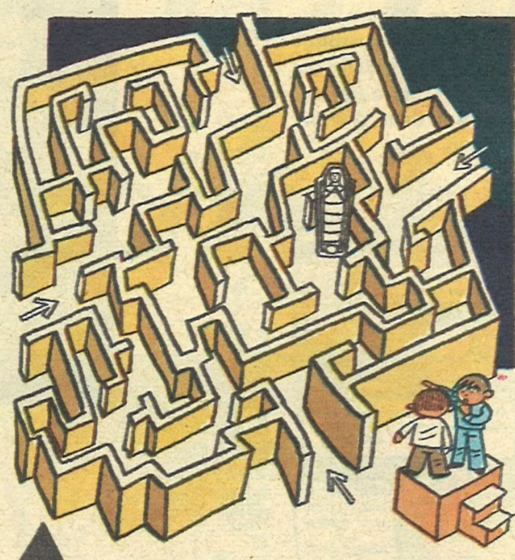
Ein Museumsbesuch in den Ferien

Kinder sind gern gesehene Besucher in den Staatlichen Museen zu Berlin. Sie kommen mit ihren Eltern oder mit ihren Klassen und staunen über die vielen Kunstwerke, die in Jahrtausenden entstanden. Es gibt auch Sonderausstellungen für Kinder und viele Veranstaltungen.
Im Pergamonmuseum befinden sich die Ausstellungsräume der Ostasiatischen Sammlung. Hier kann „Japanisches Spielzeug" aus vergangenen Zeiten angesehen werden. In der Kindergalerie im Alten Museum begrüßen „Pinocchio und seine Freunde" (vom 3. Mai bis 25. Oktober 1981) ihre jungen Besucher.
Kinder können in den Museen, meist in der Kindergalerie, auch selbst malen und basteln. Doch weil all diese Veranstaltungen bei den Kindern sehr beliebt sind, ist es notwendig, sich rechtzeitig für einen Besuch anzumelden. Es gibt in den Staatlichen Museen zu Berlin Mitarbeiter, die die Eltern und Pädagogen beraten und die gemeinsam mit den Kindern in den Ausstellungen der Museen interessante Stunden gestalten. Sie heißen Museumspädagogen und sind schriftlich und telefonisch zu erreichen unter der Adresse:

Staatliche Museen
zu Berlin –
Hauptstadt der DDR
1020 Berlin, Bodestr. 1–3
Telefon: 2 20 03 81,
App. 308 oder 444

Auch in den Ferien haben die Staatlichen Museen zu Berlin für groß und klein geöffnet (mittwochs bis sonntags von 9 bis 18 Uhr, freitags ab 10 Uhr) und es lohnt sich, rechtzeitig zu erkunden, welche Sonderveranstaltungen auf den Besuch von Kindern warten. Viel Spaß!

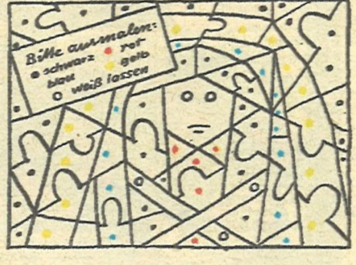
Dr. Ruth Göres

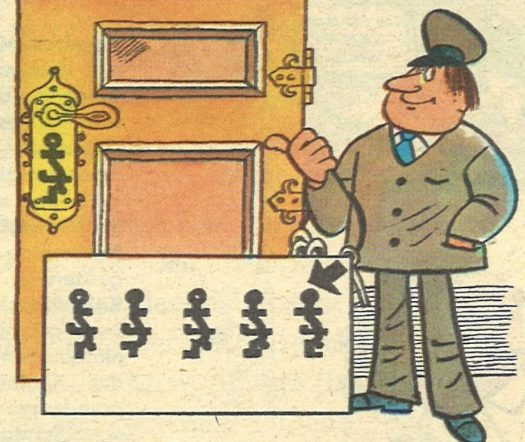



Till und Thomas wollen sich die Mumien im Ägyptischen Museum ansehen. Durch welchen Eingang finden sie den Weg zu ihnen?



An der Kasse des Alten Museums drängeln sich die Leute. Versucht da nicht einer zu schummeln? Ertappt ihn!





Die kostbaren Gemälde unserer Nationalgalerie werden gut behütet. Soeben hat einer der Museumswärter nach der Besuchszeit diese Tür sorgfältig verschlossen. Mit welchem Schlüssel?

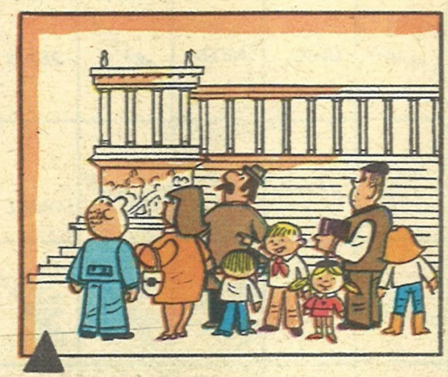
Gute Gründe

Nimm dir mal zwei Stunden Zeit,
geh in die Vergangenheit!
Ohne jede Zeitmaschine,
ohne Motor und Turbine
kannst du sehn, was früher war,
nicht verschwommen – sonnenklar.

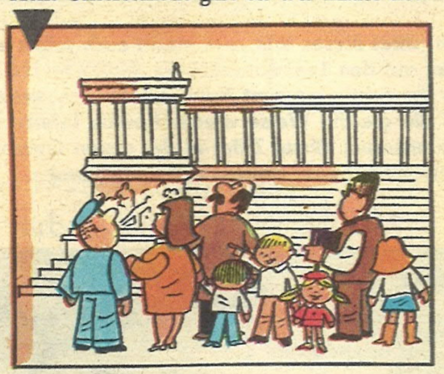
Ins Museum mußt du gehn,
um so manches zu verstehn.
Hier sind für dich aufgereiht
Schätze längst vergangner Zeit,
Kunst, Kultur und alter Brauch,
Werkzeug, Bilder, Tempel auch.

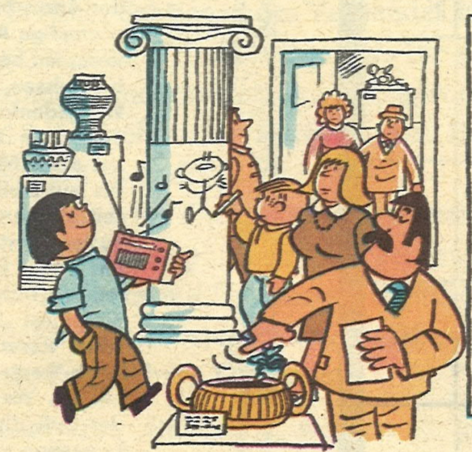
Zwei, drei Schritte sind es nur,
und es wechselt die Kultur.
Jede Treppe bringt dich gleich
in ein andres Königreich.

Hier, nur unter einem Dach,
werden tausend Jahre wach.
Nimm dir mal zwei Stunden Zeit,
geh in die Vergangenheit!

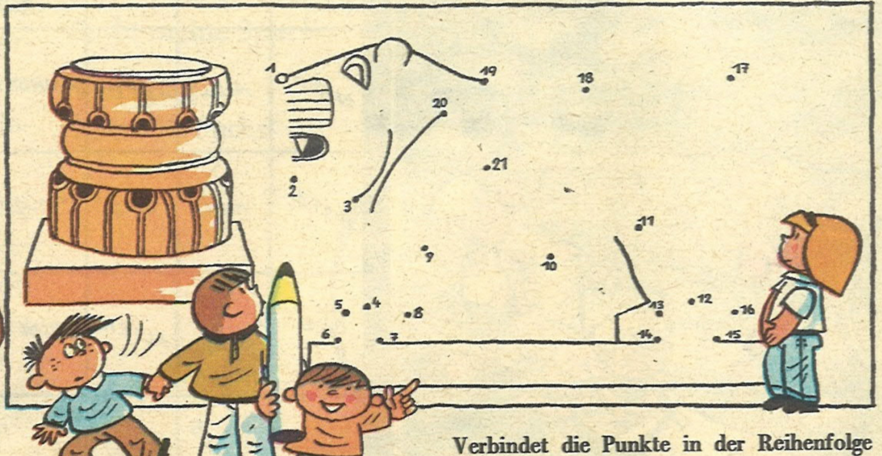


Der Pergamonaltar, Prachtstück des Pergamon-Museums, wird hier von einer Besuchergruppe besichtigt. Wie bitte? Zweimal das gleiche Bild? Irrtum, Freunde! Acht Unterschiede gibt es. Wer findet sie?





Also – so bitte nicht! Hier benehmen sich einige Museumsbesucher reichlich daneben. Erwischt ihr sie?



Verbindet die Punkte in der Reihenfolge der Zahlen mit Strichen. Ihr werdet eine Figur des Burgtores von Sendschirli aus dem Vorderasiatischen Museum erkennen.

Zeichnungen: Richard Hambach
Verse: Frank Frenzel

Jetzt schlägt's dreizehn!

Hier verstoßen gleich vier Freunde gegen wichtige Baderegeln. Man sollte ihnen klar machen, wie gefährlich und leichtsinnig ihr Verhalten ist. Wie heißen die vier Missetäter? Findet ihre Namen heraus. Zur Selbstkontrolle wieder das Karbonblatt auf den Wörtersalat legen und Kundis Telefonnummer 5 43 43 ankreuzen. (Erste Querreihe die 5, zweite Querreihe die 4 usw.) Auf dem Wörterschema erscheinen dann die Namen.

WAR GAR NICHT SO EINFACH, WIE??

54343

NA KLAR!	RICHTIG ERKANNT	STIMMT!	ES SIND	SIE HEISSEN
FRANK	UWE	VERA	PETER	JENS
WERNER	JENS	FRANK	RAINER	URSEL
PETER	DETLEF	SVEN	WERNER	RAINER
URSEL	VERA	HEINZ	DETLEF	SVEN

PASS AUF UWE, SO WAHR ICH HEINZ HEISSE, ER TAUCHT SIE WIEDER UNTER ....
QUATSCH KEIN BLECH, DETLEF!
NICHT TRINKEN, DA SIND BAKTERIEN DRIN!
WIE UNGESUND
VORSICHT VERA!
HÖR' AUF DAMIT, WERNER!!
MUSS MAL INS WASSER. ICH SCHWITZE JA WIE'N AFFE!
ERST MAL ETWAS ABKÜHLEN .....
HE, FRANK! BRING' RAINER MIT RAUS. DER IST SCHON ÜBER EINE STUNDE DRIN!
DER UNTERHÄLT SICH MIT SVEN IM WASSER!
BADE-STELLE
NISCHT IS. JENS! DEN HÄLT DER GUTE PETER.
WO IST DENN DETLEF, URSEL??

Betrachtet dieses Bild, und macht euch selbst einen Reim auf den Text darunter.
Ob ihr richtig gereimt habt, erfahrt ihr, wenn ihr auf die gleiche Weise wieder Kundis Telefonnummer ankreuzt. (Erste Ziffer in der ersten Querreihe, zweite Ziffer in der zweiten Querreihe usw.)

... ABER GENAU, UND ZWAR IM SCHWEINSGALOPP



SIEHT'S MAL NACH GEWITTER AUS, ! ....!

53253

NIMM	PACKE	FRAGE	SUCHE	SOFORT
NACH	AUS	DIR	WURST	SPIELE
KATZ	MIT	UND	ZEIT	DEM
TEE	WASSER	ALTEN	ZUM	UND
HAUS	SCHMAUS	MAUS	KLAUS	RAUS



Mann o Mann!

Angelika Mann – du liebenswerte, kesse, mit deinem ebensolchen Berliner Mund. Wenn du die Bühne betrittst, steht hinter dir eine geschlossene, monumentale Mannschaft, die „Obelisken" aus Leipzig. Vor ihnen stehst du deinen Mann. Zwei Meter groß bist du, „Lütte", wenn man ganze 51 Zentimeter davon abzieht. An unserem Nachmittag singst du mit schüchterner Begeisterung vom Klopsemops und einem Krümelkekskoch. Beide Küchenwunder leben sonst artig in den schwarzgepreßten Schallplattenrillen der „Geschichtenlieder" oder des „Kinderfestes". Bei unserer Extrablattparade machst du sie zu echten Ohrwürmern. Ist das ein Wunder, wenn ich verrate, daß du, „Lütte", eine vorzügliche „Bohnentortenremoulade mit Bratkartoffeln" kochen kannst?
Bei so einem Rezept sträubt sich mir der Magen, doch du schwörst auf die Mixtur der Leckerbissen. Schließlich mußt du als ehemalige Apothekenfacharbeiterin mit den Rezepten bestens umgehen können und selber wissen, was ein Magen so verträgt. Wir jedenfalls nehmen Abstand von einer derartigen Kostprobe und lassen uns lieber deine Musik schmecken.
Als ausgebildete Pianistin weißt du ja nun seit etlichen Jahren eine ganze Skala von Tasten bestens anzuschlagen. Wir freuen uns schon jetzt auf den Herbst. Dort treffen wir dich mit den „Obelisken" im Pionierpalast „Ernst Thälmann" bei der musischen Revue „Kling, klang". Das soll sehr lustig werden, und man kann herrlich dabeisein. Wer dich dort nicht erleben kann, der trifft dich auf dem Liederspielplatz im Fernsehen, und nun schätzt mal, wer in einer der nächsten „Rund"-Sendungen groß da sein wird?!

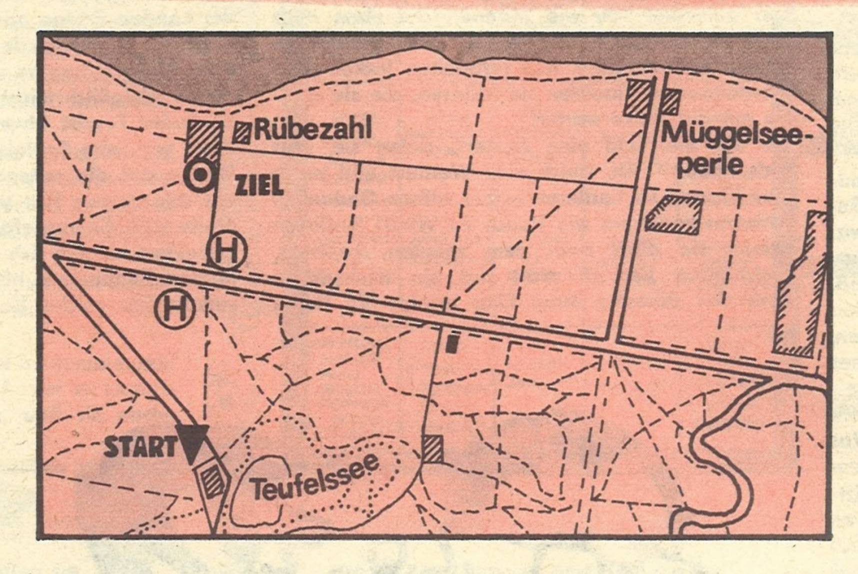
Ralf Kegel

TREFF MIT FRÖSI

Der OL-Fuchs ist wieder da!

Aufschreiben - Notieren







Am Sonntag, dem 27. September 1981, ist es wieder soweit. „Frösi"-Leser aus den Bezirken Frankfurt (Oder), Potsdam und aus der Hauptstadt der DDR, Berlin, treffen sich wieder bei der ND-Orientierungswanderung im Gebiet der Müggelberge (Berlin-Köpenick). Auch diesmal sind wir dem OL-Fuchs auf der Spur. Wir treffen uns am Start bei der Gaststätte „Teufelssee" zwischen 8.00 Uhr und 11.00 Uhr.

Euch erwarten ND- und „Frösi"-Redakteure sowie Sportfreunde der Berliner Sektionen des Verbandes für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf. Ihr erhaltet am Start farbige Wanderkarten und Teilnehmerscheine, in denen 18 Kontrollpunkte markiert sind. Davon gilt es, mindestens 6 zu finden.
An den Kontrollpunkten 1 bis 6 sind Fragen zu beantworten. Ob ihr an den Kontrollpunkten 7 bis 18 gewesen seid, wird durch Abdruck mit Lochzangen bestätigt. An den Kontrollpunkten sind Postenschirme angebracht und Schilder mit den Fragen bzw. Lochzangen.

Am Ziel, an der Gaststätte „Rübezahl", werden für gefundene Kontrollpunkte und **richtige Antworten** Tombola-Lose für originelle „Frösi"-Preise ausgegeben.
Auf der Skizze könnt ihr sehen, wie man zum Start kommt.
Die Bus-Linie 27 (Richtung Müggelheim) führt am S-Bahnhof Berlin-Köpenick vorbei. An der Haltestelle „Rübezahl"/„Teufelssee" muß man aussteigen und in Richtung Müggelberge gehen. Nach ungefähr 350 m erreicht ihr den Start an der Gaststätte „Teufelssee". Dort kann es losgehen.
Sucht meine Spur!

Viel Spaß!
Euer OL-Fuchs



WALTER KAUFMANN

Kauf mir doch ein Krokodil

Wem nie versichert wurde, daß es in London, dieser Weltstadt, „weiß Gott alles gibt", wird schwerlich mein Unbehagen nachempfinden können, als ich am Tag meines Rückflugs nach Berlin noch immer mit leeren Händen dastand. Für mich ist ein Versprechen ein Versprechen. Ich hatte Hans Albert Pederzani, dem stellvertretenden Vorsitzenden der im Kulturbund vereinigten Terrianer, ein Krokodil zugesagt und damals keinen Augenblick am Erfolg gezweifelt. „Nur ein kleines Exemplar, nicht größer als die Länge einer Hand", hatte er mir aufgetragen, „du kannst es mühelos in einem Kistchen transportieren."

Auf eine Karte hatte er die lateinische Bezeichnung des Reptils geschrieben – es durfte nicht irgendein Krokodil, sondern ein bestimmtes brasilianisches sein, und ich hatte die Karte zuversichtlich weggesteckt.

„Jede größere Zoohandlung im Zentrum Londons wird die Sorte haben", hatte er mir versichert. „Überhaupt kein Problem, du wirst mir und damit auch vielen Terrianern in der DDR die größte Freude machen!"

Spätestens nach dem Besuch der fünften Zoohandlung war mir klar geworden, daß Pederzanis Gewißheit jeder Grundlage entbehrte. Es gab zwar Krokodile, aber nirgends ein caiman crocodilus. Verwirrt, fußmüde und den Auftrag verfluchend, hatte ich mich schließlich in eine irische Kneipe am Piccadilly Circus gerettet – einen großen, halbdunklen Raum, der rund wie der Keller eines Turmes war, mit rohen Holztischen vor einer breiten Theke, fußkaltem, mit Sägemehl bestreutem Fliesenboden und verräucherten Kalkwänden. Was die Kneipe, verglichen mit jenen nicht selten feudal eingerichteten englischen Kneipen, an Gemütlichkeit entbehrte, wurde durch das Angebot an vortrefflichstem irischen Whisky wettgemacht. Ich bestellte einen Bushmill, den ich genüßlich trank und auch vernehmlich lobte. Besseres hätte ich nicht tun können! Mein Lob bescherte mir soviel Wohlwollen, daß ich mich bald von einer Gruppe Iren umringt sah – gesellige Männer allesamt, die mich zum Kenner ihrer Heimat erklärten und bei einer schnell bestellten Lage hochleben ließen. „Habt Dank, ihr Freunde", rief ich, „doch tut des Guten nicht zuviel."

„Warum? Wieso?" protestierten sie. „Endlich mal einer, der zu schätzen weiß, was zu schätzen ist!" Engländer oder Schotten hätte mein Lob gereizt – nur notgedrungen ließen die gelten, daß man auch in Irland Whisky herzustellen versteht. „Den besten Whisky in der Welt!" fügten sie hinzu.

Ich merkte, woher der Wind wehte, und legte mich nicht fest; daß aber d i e s e r Whisky vorzüglich sei, wiederholte ich gern. „Ach, wenn ich nur könnte, wie ich wollte!" Ich seufzte!

Anteilnehmend erkundigten sie sich nach meinen Sorgen, worauf ich sie wissen ließ, daß in London auch nicht alles so klappte, wie es angepriesen wurde – eine harmlose Feststellung, die jedoch den Iren Anlaß dazu gab, sich Luft und keinen Hehl aus Mißständen zu machen, die sie selbst in London angetroffen hatten: vor allem diese „blutige Spirale der Preise", ja, und die Raffgier Londoner Haus- und Fabrikbesitzer. Wer denn trüge die Schuld an der Not in Irland, die sie in der Fremde getrieben hätte, wenn nicht diese Bagage!

Es dauerte, bis sie sich wieder auf meine Sorgen besannen. Die aber nahmen sich inzwischen klein aus – was war das schon, wegen einer alles andere als lebensnotwendigen Bestellung ein paar Stunden herumzulaufen! Doch die Iren hörten mir wieder voller Aufmerksamkeit zu. Was für eine Bestellung, wollten sie wissen.

Ich traute mich kaum, es zu sagen. „Schon eine besondere", verkündete ich nur. „Nichts Alltägliches."

Das aber steigerte ihre Neugier, und mit Erstaunen bemerkte ich, wie Männer, die eben noch lauthals gewettert hatten, sich in leichtlebige Spieler verwandelten. Aus zerbeulten Jacken- und Manteltaschen klaubten sie Münzen, die sie achtlos auf die Theke warfen.

„Je ein Bier und eine Auster", riefen sie, „bis wir's haben!" Ah, welch eine Wettlust und welch eine Wonne im Verlieren – ihre trüben Gedanken schienen verflogen wie Rauch im Wind! Natürlich kamen sie auch nach dem zehnten, zwölften, fünfzehnten Versuch nicht auf ein Krokodil – doch das dämpfte ihren Eifer wenig. Sie rieten weiter. Und lachend büßten sie weiter. Je ein Bier und eine Auster! Ich glaube fast, daß es ihnen weit weniger um Erfolg, als um die Ablenkung ging. Eine kleine Soldatenpuppe mit einer Bärenmütze, wie sie die Wachsoldaten vor dem Buckingham Palace tragen, rieten sie; eine Nachahmung der London Bridge oder des London Tower; doch nicht etwa ein Bild der Königin?

Alles Unsinn! sagten sie sich bald. Solche Dinge waren schließlich leicht zu haben – Andenken, wie sie jeder Tourist ohne weiteres erstehen konnte. Also, was zum Teufel war nirgends käuflich? Sie kamen auf die seltsamsten Gegenstände, wovon ein chinesischer Hut und eine arabische Wasserpfeife nicht die ausgefallensten waren. Schäumende Biergläser reihten sich vor mir auf der Theke, und in den Papptellern häuften sich die Austern. Ich verschmähe solche Kost keineswegs, doch hätte



Zeichnungen: Fred Westphal

man mich krank und volltrunken aus der Kneipe tragen müssen, hätte ich auch nur einen Teil meiner Beute konsumiert. Statt dessen vergnügte ich mich damit, zu verteilen, was mir zugefallen war.

„Lang lebe der Berliner", riefen die Iren, „ein famoser Kerl!"

Inzwischen war eine gute Viertelstunde vergangen, doch ihr Wett- und Rateeifer noch immer nicht verloschen – Bushmill floß und Bier, und Austern gab es die Fülle. Mit einer Faust voll Wechselgeld, durchweg Pennies, zog ich mich schließlich in eine Telefonzelle zurück und erreichte von dort eine Reihe mir noch unbekannter Zoohandlungen, die ich im Branchenbuch verzeichnet fand. Es waren nicht wenige, und überall Absagen! Bis dann – o Wunder! – in dem an die zwanzig Meilen entfernten Croydon eine freundliche Stimme verkündete: „Ja, auch ein caiman crocodilus – – sogar drei von der Gattung. Ganz prächtige Jungtiere!"

Erleichtert ging ich zur Theke zurück. Meine Abwesenheit, so schien mir, war unbemerkt geblieben. Die Iren, wie konnte es anders sein, hatten auch ohne mich weitergewettet.

„Nein!" riefen sie, und gaben sich dabei selbst die Antwort, „bestimmt auch kein türkischer Säbel!"

Ich wehrte ab, als sie darauf bestanden, mir ein weiteres Bier und eine Auster zu kaufen – und erreichte schließlich, daß sie nachgaben.

„Ich habe es", rief ich, „endlich ist's aufgetaucht!"

Sie schienen Enttäuschung zu zeigen – war das Spiel etwa zu Ende?

„Was ist aufgetaucht?" fragten sie.

„Ein caiman crocodilus", ließ ich sie wissen, „in anderen Worten: ein Krokodil, das wegen seiner Augenmarkierungen auch als Brillenkaiman bekannt ist."

Sie stutzten. Doch dann begriffen sie – ihre Mienen erhellten sich.

„Den wollen wir sehen!" verlangten sie.

„Es ist weit", warnte ich. „Croydon – hört ihr. Weit draußen vor der Stadt."

„Macht nichts", warfen sie ein. „Für einen, der nicht nur unseren Whisky schätzt, sondern auch ein Herz im Leib hat, tun wir alles!"

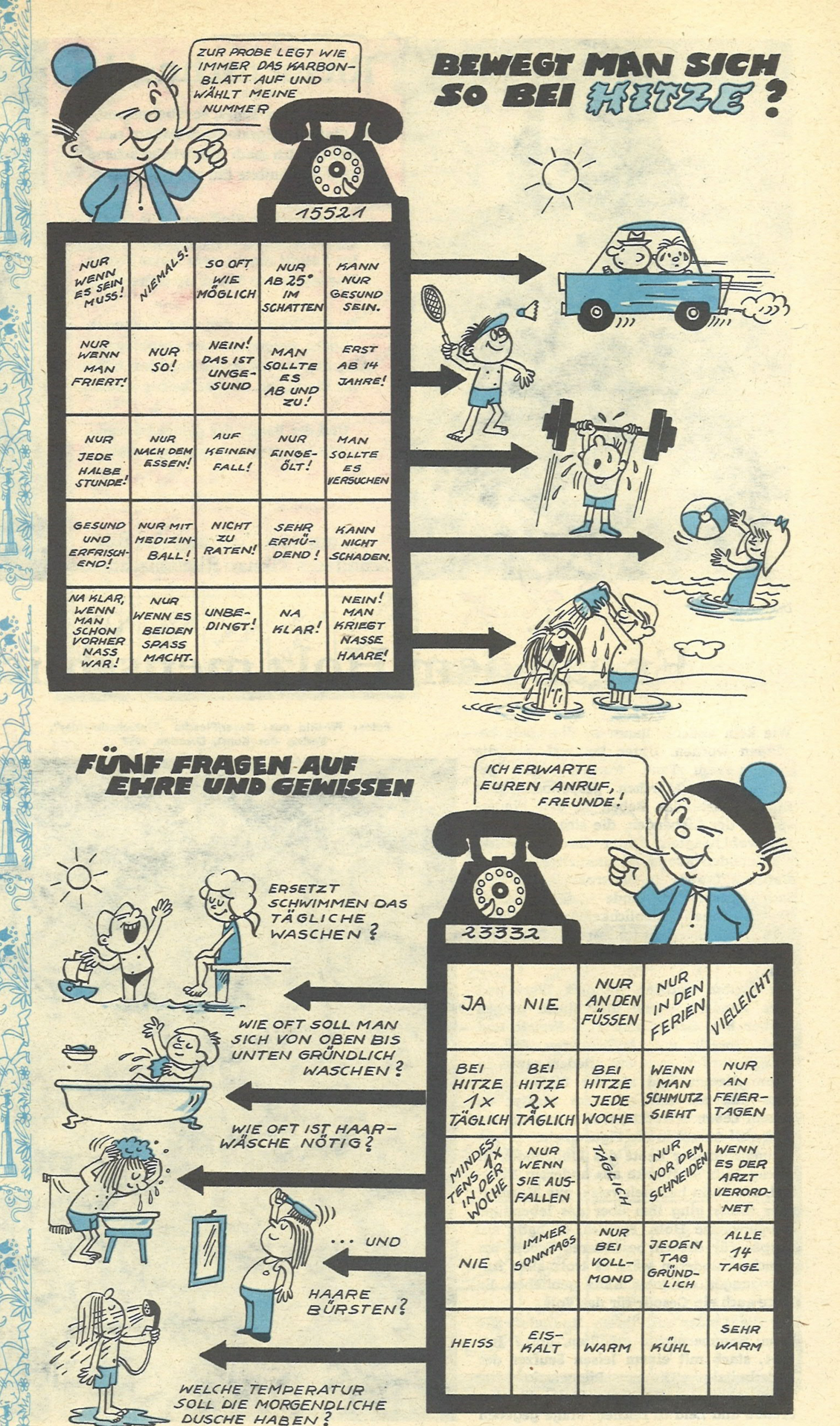
Und so kam es, daß an jenem Nachmittag sechs Männer vor einer Zoohandlung in Croydon aus einem jener geräumigen viereckigen schwarzen Taxis stiegen – fünf Iren und ich! – und drei Reptilien bewunderten, tatsächlich nur zwei Finger lange Exemplare, deren wulstige Erhöhungen rund um die Augen irgendwie an Brillenränder erinnerten.

„Mit Sicherheit brasilianischen Ursprungs", versprach uns die Verkäuferin.

„Amazonas!" stießen die Iren aus. „O, wie weit vom Shannon-Fluß das ist. Vielleicht sollte man's mal dort versuchen, statt hier an der Themse." Doch dann besannen sie sich – sie lachten, und mir war, als läge Bitterkeit darin. „Besser nicht", meinten sie. „Muß eine noch wirrere Gegend sein, wenn die ohne Brillen nicht zu meistern ist."

„So wird's sein", bemerkte ich.

„Ja," sagten die Iren. „Dann schon lieber zurück zum Shannon-Fluß!"





Barbara

Riemenschneider

Als er eines Tages, vorübergehend,
Einen blindgestochnen Bauern sah,
Sagte er: „Ich mach dich wieder sehend!"
Und er schnitzte ihn aus Holz, das ja

Aus demselben Stoff war. Alle Lasten
Schnitzte er, die solch ein Bauer trug,
Ins Gesicht hinein, vom vielen Fasten
War um seinen Mund ein bittrer Zug.

Da das Werk für den Altar bestimmt,
Um zu zeugen und um anzuklagen,
Ließ den Bauern er die Kreuzlast tragen
Als die Fahne, die ihm keiner nimmt.

Und der Bauer, der geblendet war,
Sah mit großen Augen vom Altar.

Johannes R. Becher

Zum 450. Todestag des Bildschnitzers Tilman Riemenschneider



St. Kilian

Er gab dem Holz menschliche Gestalt

Wie kein anderer Baum ist die Linde besungen worden. Unter ihr traf sich die Jugend zum Tanz, wurden Lieder gesungen und Märchen gesponnen. Ihre Rinde spürte das Beben in den Fingerspitzen der Liebenden, die sich für immer Lebewohl sagten. Unter ihrer gewaltig schirmenden Krone versammelten sich bewaffnete Trupps im Bauernkrieg, um ihre Sach auszufechten. Linde – das ist Kraft und Schönheit, Lieblichkeit und Heiterkeit, Gemeinsamkeit und Arbeit. Die Herrschenden ließen sich lieber Eichen pflanzen.

Die Linden wuchsen, hundert Jahre und aber hundert, Sonne und Sturm gingen drüber hin, Geburt und Tod, Freude und Leid, Unrecht und Aufbegehren. Als sie gefällt wurden, war von alledem etwas in ihrem Stamm, und als der Bildschnitzer kam und sie mit scharfem Messer zu neuem Leben erweckte, trat es hervor und ging voll Anmut in die Figuren ein.

Riemenschneider liebte das Lindenholz. Er schlug auch Bildwerke aus anderem Material, aus Stein beispielsweise, aus Marmor, aber nichts ging ihm über das lebendige, sonnenwarme Holz. Freilich, er hatte ein Gespür für dessen besonderes Leben, bei manchem anderen wäre es trotz aller Anstrengungen ein toter Klotz geblieben. Er hatte auch ein Gespür für das Volk.

Als die Linden mit ihrem Honigduft die lauen Sommernächte erfüllten, am 7. Juli 1531, starb mit einem leisen Seufzer der Bildschnitzer Tilman Riemenschneider, nahm Abschied von einer Welt, die ihm Freude und Leid in reichem Maße gegeben hatte, hinterließ dem Volk seine unsterblichen Kunstwerke, sein Vermächtnis von Schönheit und Menschlichkeit, von Hingabe und Selbstaufopferung, von Konsequenz und lauterer Gesinnung.

Der Bischof von Würzburg atmete auf, nicht begreifend, daß ihn Name und Werk dieses Mannes um Jahrhunderte überdauern würden.

Man nimmt an, Tilman Riemenschneider sei um 1460 im Eichsfeld, vermutlich in Heiligenstadt, geboren. Sein Vater, der Kupferschmied Dill, und dessen kirchlicher Bruder Nikolaus mußten wegen Streitigkeiten zwischen Stadt und Stift fliehen; der eine ging nach Osterode im Harz, der andere nach Würzburg, wo er sich hohes Ansehen erwarb. Es ist anzunehmen, daß das Vorbild des bedeutenden Onkels den jungen Tilman gegen Ende seiner Wanderjahre nach Würzburg zog, wo er sich niederließ, heiratete, Bürgerrecht erwarb, ein geachteter und anerkannter Künstler wurde. Würzburg, Bamberg, Rothenburg ob der Tauber, Windsheim und andere Städte und Dörfer beauftragten ihn, ihre Kirchen und Dome mit kostbaren Schnitzereien oder Skulpturen auszugestalten. Riemenschneider zog durch das Land, sah die Leute bei ihrer Arbeit, aß das Brot mit ihnen, erfuhr von ihrer Not und Mühsal, hörte ihnen zu, beobachtete sie, ihre Schlichtheit und stille Menschlichkeit, ihre leise Trauer, ihre Anmut und Würde. Stand er in der Werkstatt, so formte sich ihm, was er gesehen hatte, und das Volk erlebte staunend, wie es selbst in Gestalt von Aposteln, Heiligen, Märtyrern

Fotos: JW-Bild aus: Beyer/Flesche „Riemenschneider", Verlag der Kunst, Dresden, 1957



Linker Flügel vom Windsheimer Altar

in die Kirchen einzog, entdeckte in den Leiden Christi seine eigenen Qualen und Martern wieder, seine Klagen, aber auch seinen ungebrochenen Lebensmut. So gaben die Altäre, der Anblick des geschnitzten Lindenholzes den hilfeflehenden Menschen Kraft und Zuversicht, den Glauben an sich selbst.

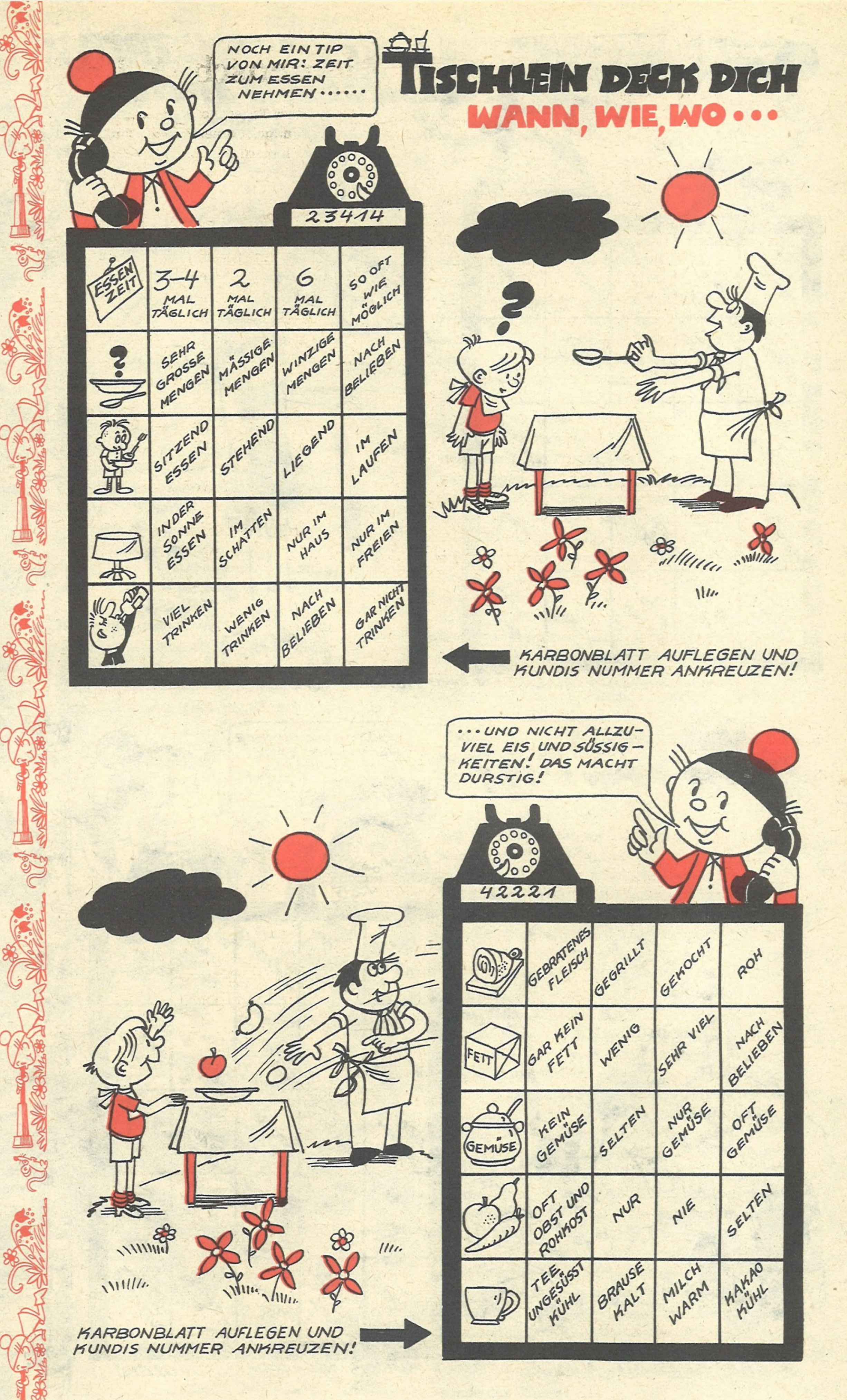
Riemenschneider gilt als der letzte große Bildhauer des ausgehenden Mittelalters, der Gotik. Der reiche Faltenwurf, die S-förmige Biegung vieler Gestalten, die Auffassung der Einzelfiguren und Gruppen deuten darauf hin. Zugleich aber geht er über diese Zeit weit hinaus, zeigt uns menschliche Angesichter, unverwechselbar persönlich, etwa den Philippus, den St. Kilian, den Fürstbischof Rudolf von Scherenberg, lehnt eine „Fassung", ein Bemalen des geschnitzten Holzes ab, will das Material im Spiel von Licht und Schatten für sich sprechen lassen. Das stieß auf Widerstand, und nicht immer gelang es ihm, sich gegen seine Auftraggeber durchzusetzen. Gold und Königsblau galten immer noch für kostbarer als rohes weißes Lindenholz.

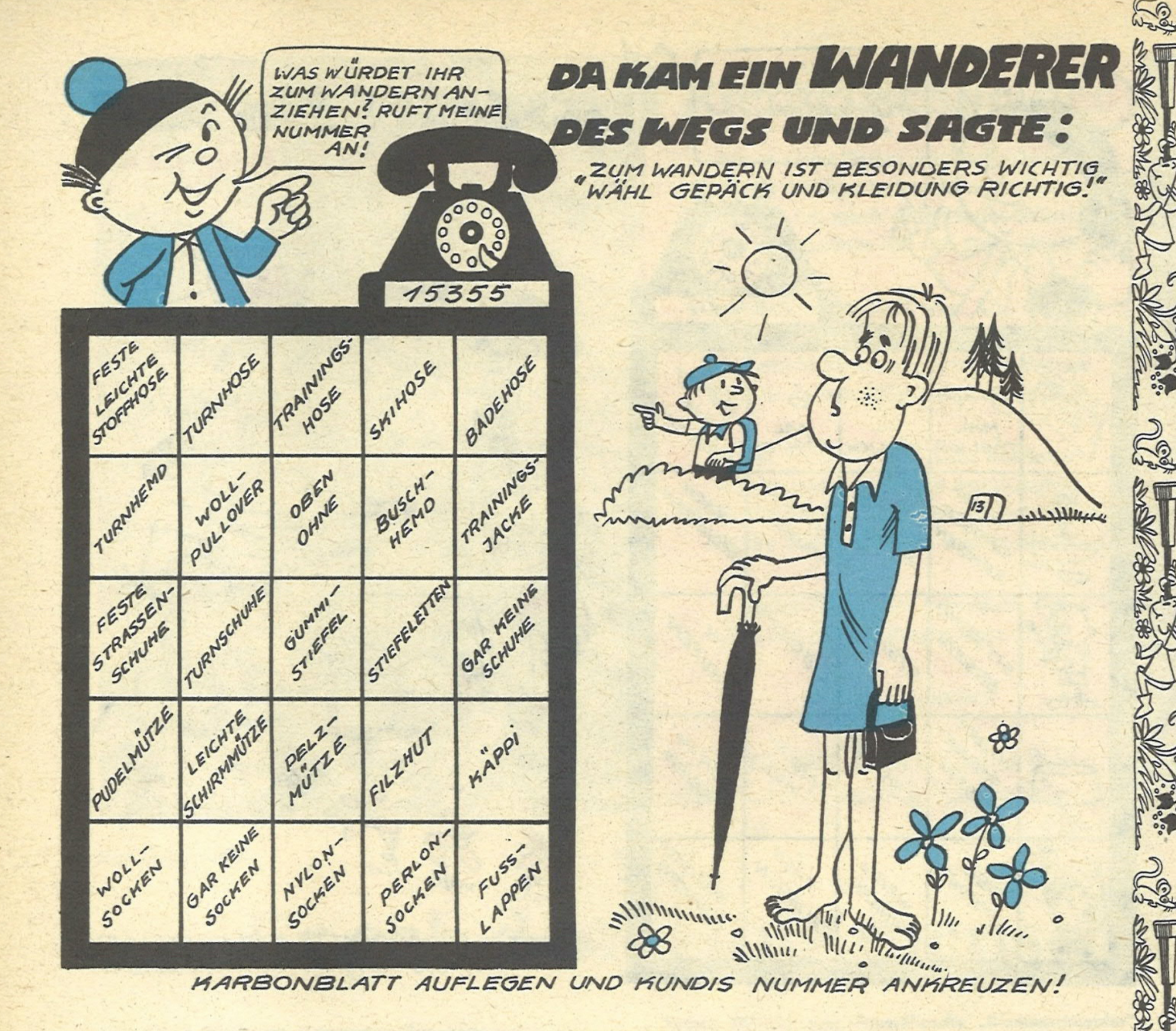
In einigen seiner Gestalten, im Mathias oder im Stephan, vermutet man ein Selbstbildnis des Künstlers, ernst, ein wenig von Trauer überschattet, voll menschlicher Anteilnahme. Die Handwerker und Kaufleute der Stadt vertrauten dem Meister. Er wurde ihr erster Bürgermeister. Es verträgt sich mit seinem Gerechtigkeitssinn, seiner klaren menschlichen Haltung, wie er sie in seinem Werk vertrat, daß er sich während des Bauernkrieges, als sich die Haufen der Aufständischen gegen die Stadt wälzten, mit anderen Ratsherren auf die Seite des Volkes stellte, gegen den Bischof und Landesherrn, daß er den Bauern und Fischern und Mägden und Fuhrleuten die Tore der Stadt öffnete.

Die Wut der Vertriebenen war unbeschreiblich. Als sie durch Verrat ihre alte Herrschaft wieder gefestigt hatten, ließen sie es Riemenschneider büßen. Sie kerkerten den auf die siebzig zugehenden Künstler ein, bedrohten ihn mit dem Tod, folterten und peinigten ihn so, wie er selbst es in seinen Kreuzigungsszenen oft genug dargestellt hatte. Zum Schluß brachen sie die Hände, die so unvergängliche Kunstwerke aus dem Holz geholt hatten; sie töteten seine Kunst.

Riemenschneider ist nicht der einzige Künstler seiner Zeit, den Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsempfinden auf die Seite der Belogenen und Entrechteten führten, und nicht der einzige, den die Reaktion dafür grausam bestrafte. Dürer wurde überwacht, Mathis Gothardt-Neithardt (Grünewald) starb auf der Flucht und wurde totgeschwiegen, Jörg Ratgeb wurde lebendigen Leibes von Pferden zerrissen. Tilman Riemenschneider schuf seine unvergänglichen lebendigen Kunstwerke, auf denen es wie ein Hauch von Honigduft und Bienengesumm liegt, aus dem Volk, für die einfachen Menschen. Sie sind die wahrhaften Erben seiner Kunst. Es liegt an ihnen, sein Vermächtnis für sich neu zu begreifen. Es liegt an uns.

Bernd Wolff





KARBONBLATT AUFLEGEN UND KUNDIS NUMMER ANKREUZEN!

.... UND WAS NIMMT MAN MIT?

WÄHLT MEINE NUMMER WENN IHR ES GANZ GENAU WISSEN WOLLT!

34425

KOFFER	AKTEN-TASCHE	RUCKSACK	HAND-TASCHE	PERLON-BEUTEL
ANORAK	MANTEL	LANGE UNTERHOSE	SCHAL	STRICK-JACKE
REGEN-SCHIRM	WANDER-KARTE	STOPUHR	KOFFER-RADIO	BADE-MANTEL
VERBANDS-PÄCKCHEN	FERNROHR	TASCHEN-LAMPE	KILOMETER-ZÄHLER	SCHREIBZEUG
TRINK-BECHER	MESSER UND GABEL	KOCHER	HAMMER	SCHUH-PUTZZEUG

KARBONBLATT AUFLEGEN, UND KUNDIS NUMMER ANKREUZEN!

„Mutter! Ein Brief aus Wien, vom Sohn, vom Theodor!" Mit diesen Worten reißt Justizrat Gottfried Körner die Tür zur Wohnstube auf. Freudig überrascht legen Frau und Tochter ihre Handarbeit zur Seite und sehen dem Vater gespannt entgegen.

Ungeduldig fordern die beiden Frauen: „Was schreibt er denn? Ist etwas passiert? Lies doch endlich vor!" Und er beginnt zu lesen:

„Wien, 10. März 1813. Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Deutschland steht auf. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laß mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das gewonnene, glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei es auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Mich treibt die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für meines Volkes Freiheit. Soll ich Komödien schreiben, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?"

Bewegt blicken sich die drei an. Endlich bricht die Mutter das Schweigen und fragt mit Tränen in der Stimme: „Muß das sein? – Theodor ist doch noch so jung, gerade 21 Jahre alt. Mein Gott! Hätte ich den Jungen bloß hier bei uns in Dresden!"

In Wien verabschiedet sich zur gleichen Zeit der junge Theodor Körner von seiner Braut und den vielen Freunden, die er hier gefunden hatte. Er nimmt den Weg nach Breslau und begibt sich dorthin, wo sich in diesen Tagen zahlreiche Patrioten aus allen deutschen Staaten versammeln – zur Lützowschen Freischar.

Wie doch das Glück spielt! Erst Bergmann, darauf hinausgeworfener Student, verbannt, verstoßen aus dem Vaterlande, dann auf dem Gipfel der Freude, Theaterdichter und nun – Lützowscher Jäger, geht es ihm durch den Kopf. Er bringt den Lützowern sein „Jägerlied" mit, das von diesen bald begeistert gesungen wird und in dem es heißt:

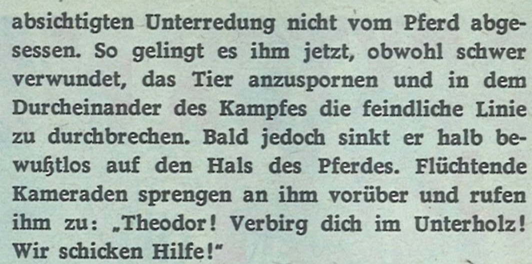
„Nicht zum Erobern zogen wir
vom väterlichen Herd;
die schändliche Tyrannenmacht
bekämpfen wir in freud'ger Schlacht.
Das ist des Blutes wert."

Theodor Körner stellt seine schriftstellerischen Fähigkeiten und sein Talent als Dichter ganz in den Dienst des Freiheitskampfes. Seine Aufrufe, Gedichte und Lieder sind von glühender Vaterlandsliebe durchdrungen. Sie werden im Volke von Mund zu Mund weitergegeben und so zu einer Waffe im Kampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft.

Schon nach kurzer Zeit ist Theodor Körner zum Liebling aller Lützower geworden.

Sänger der Lützower

WOLFGANG UEBEL



Seine Kameraden beeindruckt vor allem, daß er stets selbst so handelt, wie er es in seinen Dichtungen von anderen fordert. Er ist bereit, für seine Überzeugungen auch mit seinem Leben einzustehen.

Vor Kaiser Napoleon steht der württembergische General von Normann. „Hören Sie", spricht ihn Napoleon haßerfüllt an, „der Lützow treibt sich mit seinen schwarzen Räubern wieder in unserem Hinterland herum. Er weiß noch nichts von dem Waffenstillstand, den wir auch mit den Preußen abgeschlossen haben. Das ist die einmalige Chance, diese Straßenräuber endlich zu vernichten."

Major Lützow lagert mit seinen Reitern in der Nähe des Dorfes Gorma. Unter ihnen befindet sich auch Theodor Körner, der zum Leutnant gewählt, nun Adjutant bei Lützow ist. Vor wenigen Stunden erst sind den Lützowern die Bedingungen des Waffenstillstandes bekannt geworden. Danach haben sie sich bis zum 12. Juni hinter die Elbe zurückzuziehen. Die Nacht dient der Vorbereitung auf den Marsch. Als die Kolonne die Ortschaft Kitzen passiert hat, sieht sie sich plötzlich von einer zehnfachen Übermacht napoleonischer Truppen eingeschlossen. Theodor Körner faßt die Zügel fester und reitet auf eine kleine Gruppe fremder Offiziere zu. Aber er hat kaum seine Fragen gestellt, da schlägt der feindliche Anführer bereits mit dem Säbel auf ihn ein. Gehässig schreit er Körner an: „Banditen! Für euch gilt kein Kriegsrecht! Für euch gibt es keinen Waffenstillstand!" Das ist für die anderen das Zeichen, von allen Seiten über die kleine Schar Lützower Jäger herzufallen.

Zum Glück war Theodor Körner wegen der beabsichtigten Unterredung nicht vom Pferd abgesessen. So gelingt es ihm jetzt, obwohl schwer verwundet, das Tier anzuspornen und in dem Durcheinander des Kampfes die feindliche Linie zu durchbrechen. Bald jedoch sinkt er halb bewußtlos auf den Hals des Pferdes. Flüchtende Kameraden sprengen an ihm vorüber und rufen ihm zu: „Theodor! Verbirg dich im Unterholz! Wir schicken Hilfe!"

Unter Aufbietung seiner letzten Kräfte gleitet er vom Pferd und kriecht in das Dickicht. Völlig erschöpft, hilflos und fiebernd bleibt er hier liegen.

Die Kameraden hielten Wort und baten im nächsten Dorf, Körner zu helfen. Noch in der Nacht machen sich die beiden Tagelöhner Friedrich Häuser und Tobias Haubenreißer auf den Weg und suchen den Wald ab. Endlich ruft Häuser: „Tobias! Hier liegt der Lützower!"

Während er dem Verwundeten den ersten Verband anlegt, zimmert der andere schnell eine behelfsmäßige Trage. Auf abgelegenen Waldwegen tragen die beiden Theodor Körner nach Großzschocher. Hier verstecken sie ihn. Aber er kann nicht bleiben. Sachgemäße ärztliche Hilfe ist notwendig. Häuser sorgt dafür. Mit Unterstützung eines zuverlässigen Fischers wird der Verwundete auf einem Elsterkahn zu Freunden nach Leipzig gebracht.

Solche Hilfeleistung war mit großer Gefahr verbunden. Napoleon hatte jedermann die Todesstrafe angedroht, der einen Lützower aufnimmt, ihm hilft oder sonst ihn irgendwie begünstigt. Und seine Agenten und Häscher lauern im verbündeten Sachsen überall.

Theodor Körner ist ein ungeduldiger Kranker. Kaum sind seine Wunden notdürftig verheilt, da zieht es ihn mit Gewalt zu seinem Korps, zu seinen Kameraden.

Ende August 1813 erhält Lützow den Befehl, mit 100 berittenen Jägern und ebenso vielen Kosaken einen Streifzug im Rücken des Feindes durchzuführen. Am gleichen Abend erreicht die Abteilung den Ort Gottesgabe, einige Kilometer westlich von Schwerin. Von hier aus soll am folgenden Tage ein feindlicher Vorposten überfallen werden. Die Jäger und Kosaken richten sich im Gutspark zum Übernachten ein. Die Lagerfeuer werden angezündet, und Theodor Körner benutzt die Gelegenheit, um seinen Kameraden einige seiner neuen Lieder vorzutragen. Darunter befindet sich auch das „Schwertlied", das er erst am Tage vorher verfaßt hat.

Plötzlich gellen die Jagdhörner „Alarm"! Starke feindliche Kolonnen sind in der Nähe gesichtet worden. Hastig greifen die Reiter nach den Waffen und eilen zu den Pferden. Es kommt zu einem heftigen Gefecht. Theodor Körner, an der Spitze eines Trupps Kosaken, setzt fliehenden Feinden nach. Da trifft ihn aus einem Gebüsch heraus die tödliche Kugel. Das war am 26. August, wenige Wochen vor seinem 22. Geburtstag. In Wöbbelin, unter einer Eiche, wird er mit seinen gefallenen Kameraden begraben. Und während ihnen zum letzten Mal das Lied von Lützows wilder, verwegener Jagd gesungen wird, brennt ein Feldwebel mit einem glühend gemachten Ladestock Theodors Namen tief in die Rinde des Baumes ein.

Zeichnungen: Matthias Müller

DOKTOR MIT WEISSEM HELM (II)

Im „Frösi"-Juniheft suchte ich meine Geburtsstätte und wurde auf dem Großbauplatz der Charité ertappt. Dann verlor ich mein Gehör und fand es beim Anblick einer Riesenluftpumpenspritze wieder. Aus Verlegenheit zettelte ich ein Interview mit Medizinalrat Dr. Dellas, dem Direktor für Neubau und Rekonstruktion des Universitätsklinikums an. Für alle, die Bammel vor Spritzen haben, hier die Fortsetzung.

TUTE: Wie alt ist eigentlich die Charité in Berlin, Genosse Medizinalrat?

Dr. DELLAS: Du meinst sicher, wann der Baustein zum ersten Gebäude der Charité gelegt wurde?

TUTE: Eben, eben

Dr. DELLAS: Auf Veranlassung des Königs Friedrich I. wurde 1710 vor den Toren der Stadt ein Pesthaus gebaut, weil der seit 1708 in Europa wütende schwarze Tod sich auch Berlin näherte.
Nach Abzug der Pestseuche aus Preußen – Berlin hatte sie zum Glück nicht erreicht – diente das Haus, wie einst alle Hospitäler, obdachlosen Armen und Bettlern als Unterkunft. Doch der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. fand ein solches Gebäude für derartige Zwecke zu schade und ließ es deshalb teilweise als Garnisonslazarett verwenden. 1726 wurde es der Militärverwaltung unterstellt.
Der Armenwundarzt Christian Gottfried Habermaas machte zu dieser Zeit den Vorschlag, das Haus zu einer Übungsschule für praktische Ärzte und Wundärzte einzurichten.
So entwickelte sich aus dem Pesthaus ein allgemeines Krankenhaus, dessen ärztliche Leitung dem berühmten Arzt Eller übertragen wurde.
Am Neujahrstag 1727 erfolgte die Übergabe, und zwei Wochen später erhielt das Haus seinen Namen „Charité".
Bürger und Soldaten fanden hier ärztliche Fürsorge. Gleichzeitig diente das Haus als klinische Lehrstätte, speziell für Militärchirurgen.
Noch im Jahre 1727 entfaltete sich eine rege Bautätigkeit.

TUTE: Trotzdem war das Ding ziemlich mickrig.

Dr. DELLAS: Ja, mit der wachsenden Einwohnerzahl Berlins erwies sich die Größe des Gebäudes als unzureichend. So wurde 1785 neu gebaut. Aber auch das reichte bald nicht mehr. Ende des vorigen Jahrhunderts machte sich ein grundlegender Neubau der gesamten Charité erforderlich. Unter der Leitung des großen Arztes und Wissenschaftlers Rudolf Virchow und des Ministerialdirektors im Preußischen Kulturministerium, Friedrich Althoff, entstand ein Generalplan, der 13 Kliniken umfaßte.
In der vierten Bauetappe, die von 1897 bis 1917 realisiert wurde, entstand das bis 1975 vertraute Gesamtbild der Charité.

TUTE: Aber 1945 wurde doch in Berlin gekämpft.

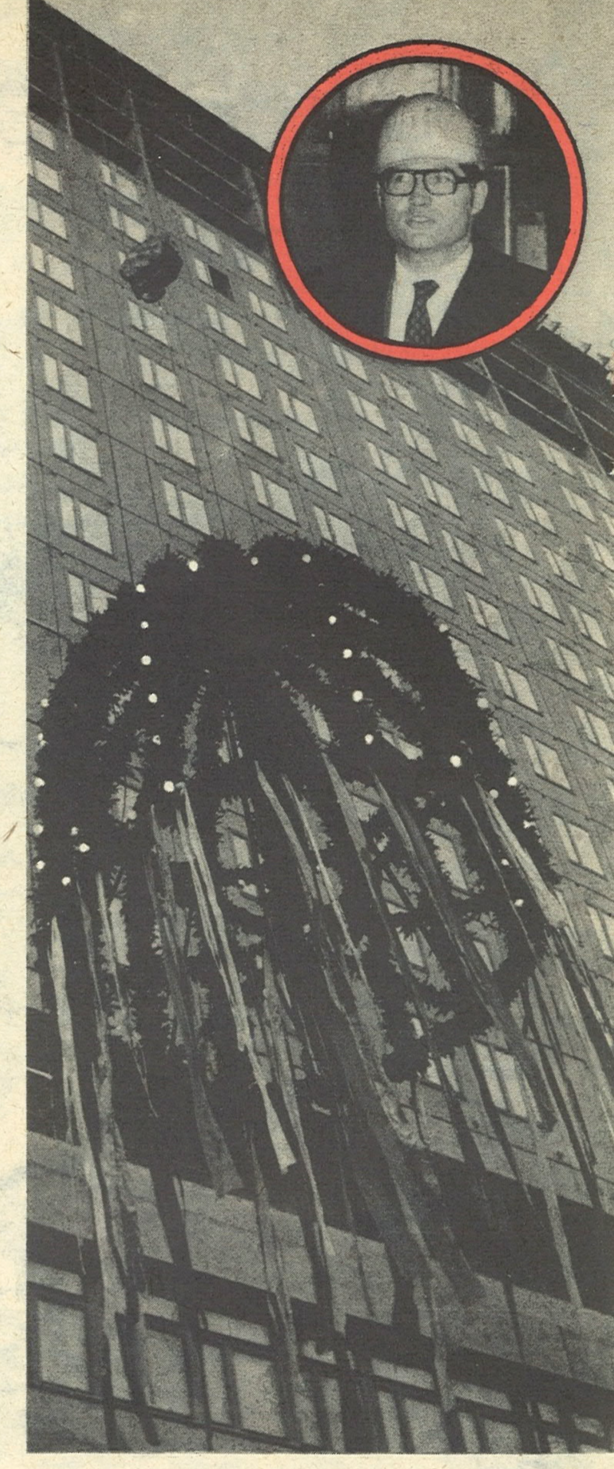
Dr. DELLAS: Das von den Faschisten angezündete Mordfeuer kehrte nach Berlin zurück. Dem zweiten Weltkrieg fielen 65 Prozent der Gebäude der Charité zum Opfer. Sie wurden zerstört. Aber unmittelbar nach der Befreiung durch die Sowjetarmee unterstützte die sowjetische Militärverwaltung den Wiederaufbau.

TUTE: Was verändert sich eigentlich heute?

Dr. DELLAS: In einem Satz: Es entsteht ein modernes Universitätsklinikum. 17 000 Operationen können in einem neuen Zentrum mit 26 Operationssälen künftig ausgeführt werden. Das neue Bettenhaus hat 1 000 Plätze, eine zentrale Poliklinik wird eingerichtet, Hörsäle, Seminarräume für die Studenten entstehen, eine zentrale Speisenversorgung und Neubauwohnungen für Ärzte und Schwestern. Jährlich können nach Abschluß der zweiten und dritten Ausbaustufe etwa 40 000 Patienten stationär und über eine Million ambulant behandelt werden.

TUTE: Kolossale Zahlen sind das. Aber können Sie nicht mal schildern, was mit mir passiert, falls ich wirklich mal eine Gehöroperation brauche?

Dr. DELLAS: Ob man dich bei uns aufnimmt, wird in der Ambulanz entschieden. Dort untersucht man dich. Mit den Befunden kommst du auf eine chirurgische Kinderstation in unserem Zentrum. Alter und Erkrankung bestimmen deine Schlafgelegen-





Alte Charité, erbaut 1785–1800

heit in einem 1-Bett-, 2-Bett- oder 4-Bett-Zimmer. Da du mit deinem Gehörschaden sicher aufstehen kannst, sind für dich Spiel-, Tages- und Gymnastikräume vorhanden, wo du dir die Langeweile vertreiben kannst.

Wird zum Beispiel eine Operation deines Gehörs notwendig, fährt dich eine Schwester mit samt deinem Bett in den Operationssaalbereich. Hier erfolgt in einer Schleuse der Wechsel deiner „Lagerstätte". In einem freundlichen Zimmer wirst du auf die Operation vorbereitet. Nach der vollzogenen Hörkorrektur erhältst du ein neues Bett, rollst auf die Wachstation und – falls alles mit dir in Ordnung ist – bist du bald wieder auf der Kinderstation. Von dort wirst du dann auch entlassen.

TUTE: Da bekommt man direkt Lust, sein Gehör noch mal zu verlieren ...

Dr. DELLAS: Denk an die Ohrenspritze!

TUTE: Nein, nein, keine Angst, noch stehen die Horchlöffel auf Empfang. Übrigens: haben Sie Geschwister?

Dr. DELLAS: Außer mir, dem ältesten Sohn, gab es zu Hause noch drei Kinder.

TUTE: Worüber freuen Sie sich?

Dr. DELLAS: Über unkompliziertes Herangehen an Probleme und freudiges Entscheiden.

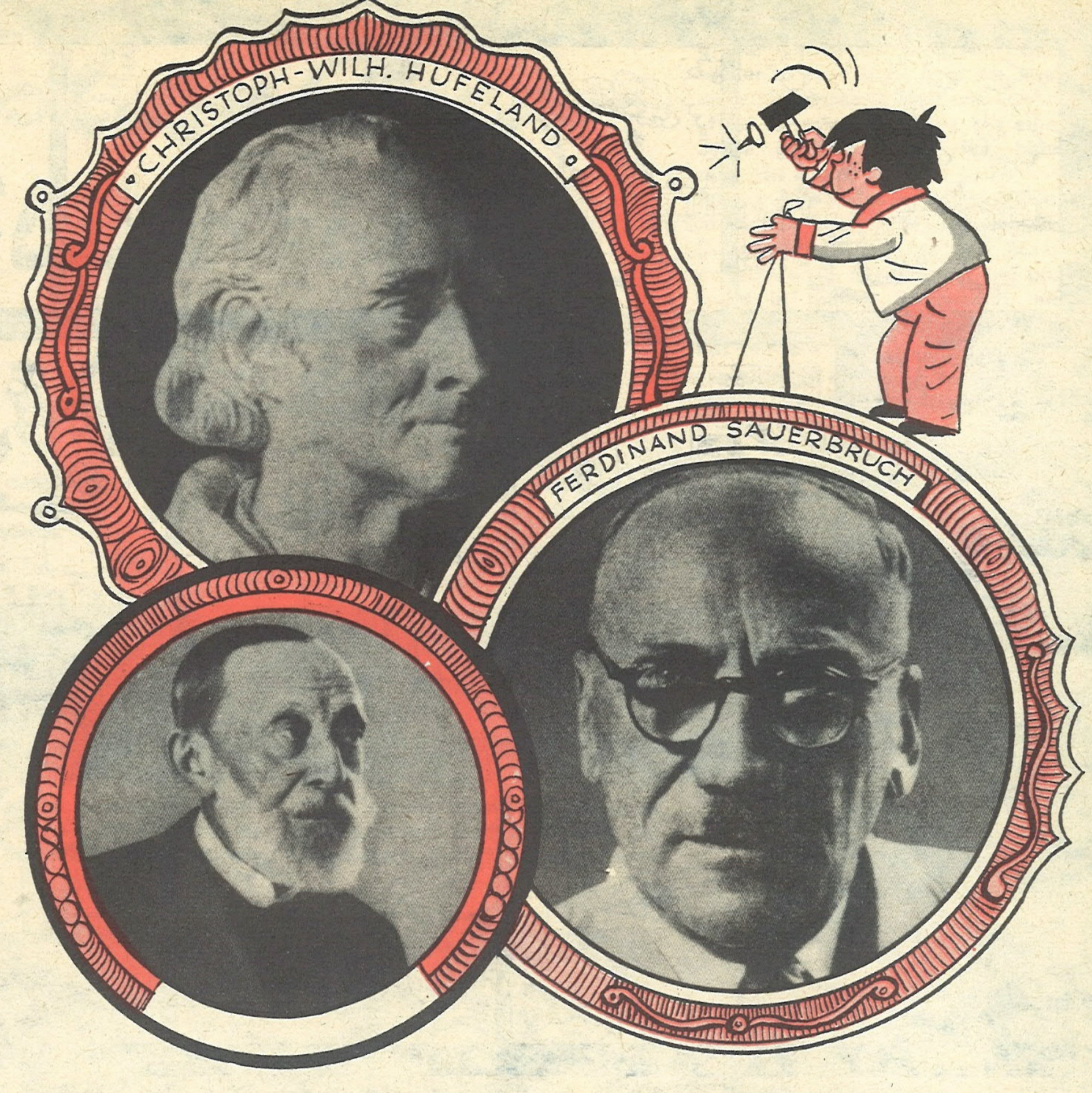
TUTE: Was halten Sie von Freunden?

Dr. DELLAS: Sehr viel. Ich könnte mir ein Leben ohne Freunde nicht vorstellen. Es sind durchweg nur Freundschaften, die sehr stabil sind, weil sie in der täglichen Arbeit entweder in der Frauenklinik, in den Projektierungsbüros oder direkt auf der Baustelle entstanden sind.

TUTE: Aha, ich höre da wieder Baustelle. Wen schätzen Sie denn so persönlich – mit Namen bitte.

Dr. DELLAS: Wenigstens vier muß ich dir hier nennen, und ich hoffe, auch alle Ungenannten glauben mir, daß ich mich ihnen sehr verbunden fühle. Diese vier sind Professor Gießke, Professor Korneli, Oberbauleiter Fritz Oske und Brigadier Panier. Sie haben entscheidenden Anteil an dem qualitäts- und termingerechten Fertigwerden dieses größten Investitionsvorhabens auf dem Gebiet des Gesundheits- und Hochschulwesens der DDR. Sie sind für viele Vorbild, ihr Können und Wissen, ihre ständige Einsatzbereitschaft, ihre hervorragende Einstellung zur sozialistischen Gemeinschaftsarbeit mit den Angehörigen der Medizin sind die Voraussetzung, daß auch komplizierte Probleme gelöst werden konnten und gelöst werden.

TUTE: Was ärgert Sie?



Dr. DELLAS: Unzuverlässigkeit, verpatzte Verabredungen und das Abschieben von Aufgaben auf andere.

TUTE: Aua, da wechsle ich lieber das Thema. Haben Sie nicht noch ein Medizin-Rezept, wie man leben sollte?

Dr. DELLAS: So, daß man jeden Tag sagen kann, die Arbeit hat sich gelohnt und Freude gemacht. Selbstverständlich soll man auch gesund leben, das bedeutet vor allem, nie anfangen zu rauchen und den Alkohol meiden.

Hier enden meine Notizen. Vom vielen Schreiben hatte ich ein steifes Handgelenk bekommen. Da Doktor Dellas über Probleme nicht spricht, sondern sie sofort löst, war auch meine Handgelenklähmung für ihn kein Problem. Mit geheiltem Gehör und funktionstüchtiger Hand eilte ich zur Redaktion. An der Schreibmaschine fiel mir ein, daß ich in meiner Verlegenheit ganz vergessen hatte, den Doktor zu fragen, ob er auch mein Geburtshelfer war. Aber das kann ich ja telefonisch nachholen. Bis dahin frage ich euch etwas:

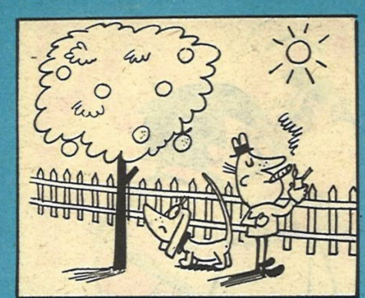
WER IST DER MANN AUF DEM 3. BILD?

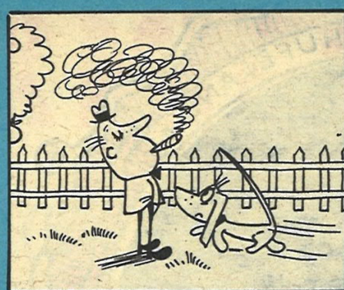
Dieser Forscher, Revolutionär und Arzt lebte von 1821 bis 1902. Jährlich zeichnet die Regierung der DDR verdiente Ärzte mit einer Medaille aus, die seinen Namen trägt. Sein Vorname: Rudolf.

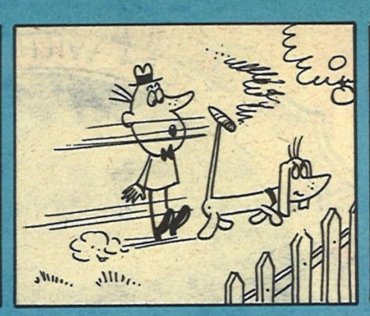
Schreibt die Antwort auf eine Postkarte. Kennwort: Charité.
Meine Anschrift: Tüte, Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. August 1981.
Als Preise winken den Siegern keine Ohrenspritzen!
Macht's richtig und folgt mir im Augustheft in tiefste Tiefen!

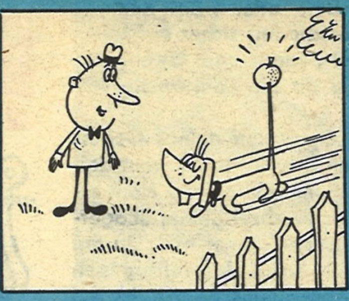
Plan der Charité um 1730

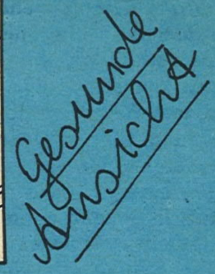
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Uschi Fischer, Charité

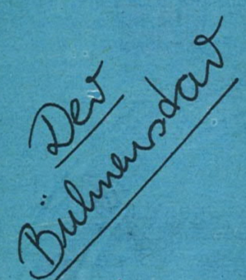








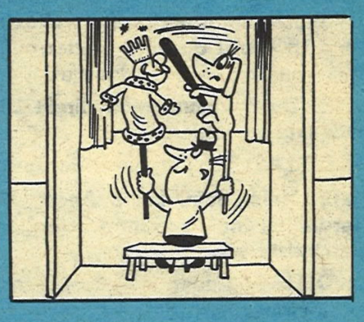








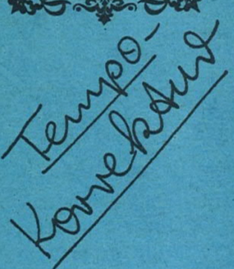


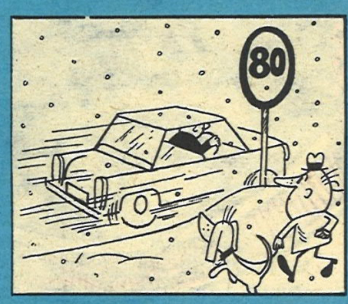


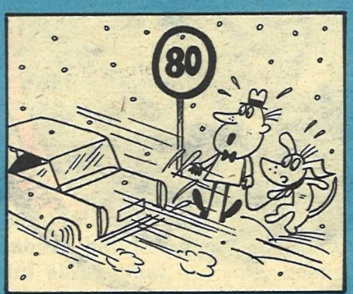


ALI UND ARCHIBALD

von Horst Alisch

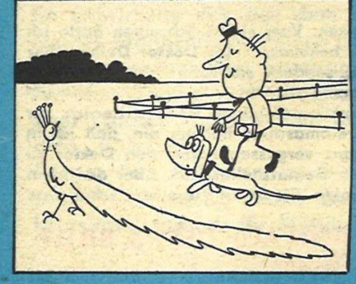


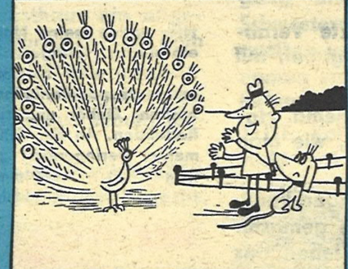


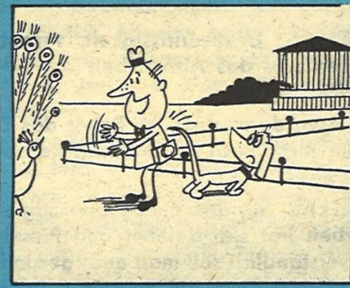


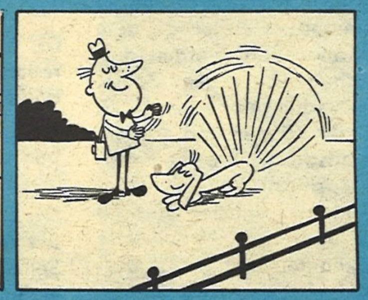


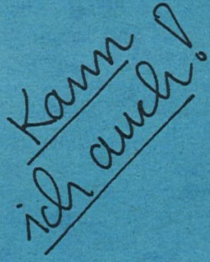


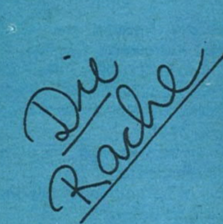


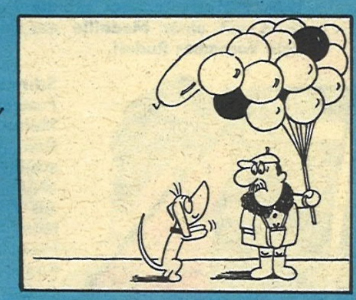


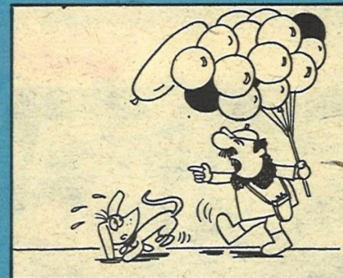


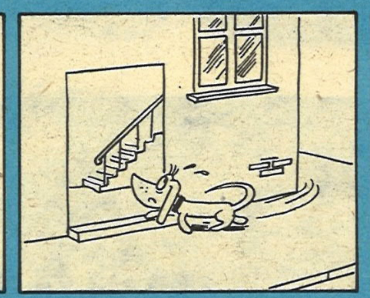


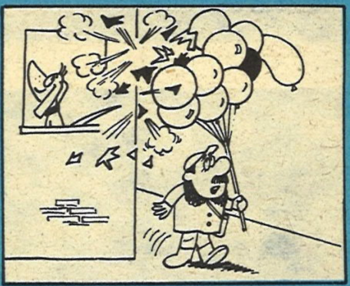




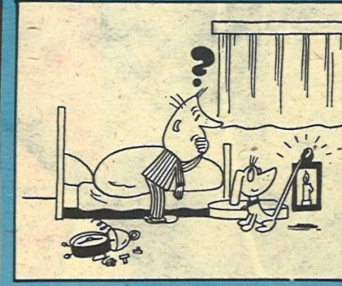


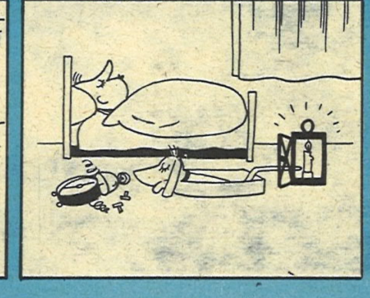


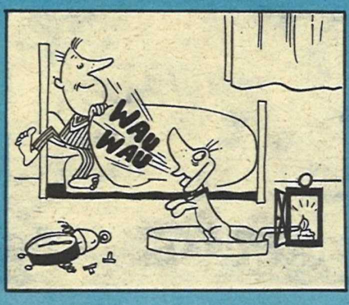












Der Wecker

Herr Ober, bitte einen Bären

Kunerma ist eine kleine Siedlung an der Baikal-Amur-Magistrale, dort, wo Komsomolzen sich einen Weg durch die schier undurchdringliche Taiga bahnen. In der Ferne kann man die schneebedeckten Gipfel des Baikal-Gebirges sehen. Wir sind also in diesem Kunerma. Eingeladen bei einem jungen Burschen, dessen schwarze Locken schon verraten, in welcher Ecke der Sowjetunion er zu Hause ist. Shan Wiltosja kommt aus dem südlichen Jerewan. Mit einem vielsagenden Blick hat er uns eingeladen zum Mittagsschmaus.

Im Zimmer der kleinen Blockhütte brutzelt es auf der Pfanne. Shan hebt den Deckel und meint, wir sollten doch mal erraten, was für ein Gericht denn vorbereitet wird. Ahnungslos heben wir die Schultern. „Na, wartet, probiert erst mal!" Shan schmunzelt seinen Zimmergenossen zu. Während die geheimnisvollen Düfte an die Decke steigen, erzählt Shan. Dreizehn Burschen waren sie, die sich entschlossen hatten, als geschlossene Jerewaner Brigade an die BAM zu gehen. „Ja, und dann waren wir hier. Ich glaube, es waren sehr heiße Augusttage. Wir waren zufrieden, denn von dem kalten, rauhen Sibirien war nichts zu merken. Doch dann, so im Oktober, kam der erste Frost. Im Dezember wurde es ganz schlimm."

In Jerewan ist es auch im Winter warm. Doch hier an der BAM sank das Thermometer mit einem Mal auf vierzig Grad unter Null. „Hast du schon mal deine Ohren knacken gehört?" fragt Shan. „Das kann dir hier passieren." Er lacht, meint aber, das sei sein völliger Ernst.

Und warum ist Shan immer noch an der BAM? „Schau dich doch mal um. So ein schönes Fleckchen findest du nirgends." Shans Augen strahlen, als er von seinen Angelausflügen erzählt.

„Das Wasser in den Flüssen ist hier so klar, daß du den Zander oder den Hecht sogar noch in zehn Meter Tiefe siehst. Ach, was sage ich. Wirf doch mal eine Kopeke in den Fluß. Du kannst sie noch sehen, wenn sie vierzehn Meter tief liegt."

„Na, nun übertreibst du aber, Shan!"

„Vielleicht sind es auch 14,65 Meter. Glaub mir, da übertrifft uns nur noch der Baikalsee." Man muß dem Shan wohl glauben. Und dann sagt der Schwarzkopf, daß die Taiga der wohl größte Garten der Welt sei. Schon wieder so ein Rätsel! Aber der Jerewaner Kipperfahrer klärt uns auf.

„Hast du schon mal Pilze mit einer Sense gemäht? Nicht? Na, bitte, aber hier kannst du es!"

Beeren gibt es in der Taiga – Dutzende von Arten. Und eine schmeckt besser als die andere. Und Bären natürlich auch. Shan springt auf und kramt in seinem Schränkchen ein Foto heraus. „Das ist Mischka. Den hat mir ein alter Jäger geschenkt. Ich habe ihn mit in die Siedlung genommen. Und wir haben ihn mit der Flasche aufgezogen."

Doch Mischka wurde immer größer und eines Tages mußten sie Abschied nehmen vom Liebling der Siedlung. Mischka spaziert heute in einem Zoo – irgendwo in Sibirien.

Shan hebt die Pfannendeckel und schnalzt verlockend mit der Zunge. „Es ist soweit. Kommt, setzen wir uns an den Tisch."

Das Fleisch schmeckt. Doch wir wissen immer noch nicht, was wir da speisen. Endlich lüftet Shan das Geheimnis. „Wir essen gerade Bärenfleisch."

Seit diesem Tage jedenfalls weiß ich, wie ein Bär schmeckt . . .

Peter Böttcher



Foto: Detlev Steinberg

Text: RALF KEGEL

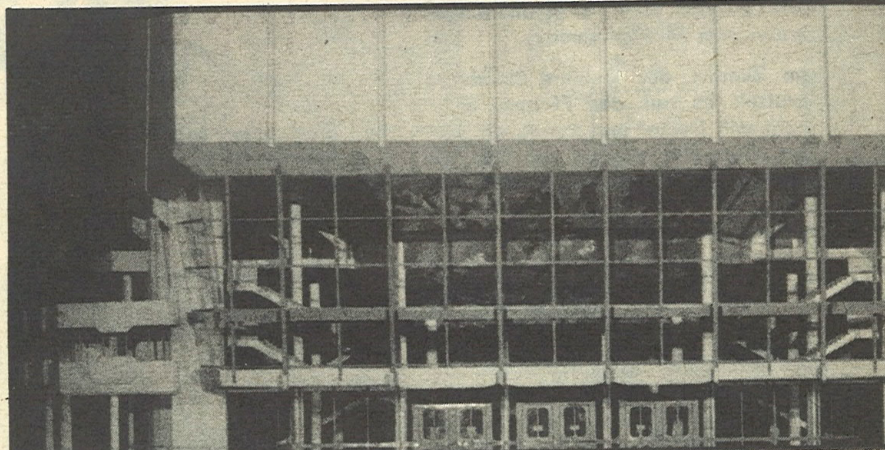


Das hört sich für die zehn Potsdamer Orgelbauer erst einmal so ungeheuerlich an, als hätten sie je, ängstlicher als andere, auf einem letzten Loch gepfiffen. Und nachdem das glücklich verlötet war, ist ihnen nichts anderes übriggeblieben, als mit 6 638 lieblichen, ins Ohr gehenden halb Blei und halb Zinn legierten sowie 800 hölzernen Pfeifentönen die Schlappe im Leipziger Winde wieder verwehen zu lassen. Außerdem mit 89 Registern wohltönend auf sich aufmerksam zu machen. Andere treten für einen so schnellen Wiederaufstieg fast ohnmächtig in die Pedale und erzielen auch nicht im vierten Gang bei höchster Übersetzung den präzise gestimmten klassischen Umfang von zweimal einer und einer halben Oktave auf 32 Orgeltasten. Die Schukes sind eben wahre Meister ihrer Orgel und verzeihen uns den stattlichen Vergleich, wenn wir sie als „Silbermänner" auf ihr eigenes Chorwerk heben, schwindelerregende zwölf Meter über dem „Meeresspiegel" des neuen Gewandhaussaales. Gleich neben das fundamentale Prinzipal 8 Fuß Hauptregister, das sie gerade eingestimmt hatten. Jedenfalls Orgelpfeifen treffen wir nicht hier oben, denn jeder der Männer vollbringt in der Montage und der Intonationszeit gleich Großes, so daß alle Register der Orgel gleichzeitig zu einem Ständchen gezogen werden müßten, um die Orgelbauer gebührend zu ehren. Den Montageleiter Volker Warnecke, bei dem die Tausenden Handgriffe wohl oder übel zusammenlaufen und der trotzdem nicht als Meister bezeichnet werden will. Wieland Eschenburg, den Tonmechaniker, der für die richtige Verbindung von den Tasten zu den Pfeifen sorgt. Thomas Ritter, der sich nicht nur hier auf der Empore den Wind um die Nase wehen ließ, sondern hauptsächlich darüber nachdachte, wie er ihn mit Hilfe eines motorgetriebenen Ventilators in den drei Orgelstockwerken am günstigsten verteilen kann. Jürgen Freymann, der Mitkonstrukteur und Elektriker. Kurt Bernau, der die Pfeifen aufstellt und befestigt. Mathias Rohr, der an der Mechanik der Register gearbeitet hat, damit man an ihnen schalten und walten kann. Sie lösten jene ab, die in Silbermannscher Zeit gezogen wurden und wo noch jemand nötig war, der mit der Kraft seiner eigenen Füße immer für frischen Orgelwind am Blasebalg zu sorgen hatte. Nicht zuletzt ist da noch Heinrich Wallbrecht, der Intonateur mit seinen Mitstreitern Tilo, Mathias und Burkhard, die schon in jeder Saalecke des Neubaus Gewandhaus aufgetaucht sind, um Probetöne der Register abzulauschen und sich darüber ärgerten, daß sie tagsüber von anderen Gewerken lautstark übertönt wurden und deshalb ihre Ohren oft nach Feierabend in andächtiger Ruhe spitzen mußten. Erst als der Tageskrach aus dem großen Saal verschwunden war, konnten sie sich den jauchzenden oder schluchzenden Tönen widmen.

Registriertes

Da reckt sie nun ihr spitztürmiges, mattblinkendes Pfeifenprospekt in die Wolkendecke des Gewandhaushimmels, wo Bohrmaschinen, Kreissägen und Tischhobel vorerst noch die Musik machen, und nur die in die Saalmitte hervorstechenden spanischen Trompeten künden von der Größten mit ihren neuneinhalb Metern und der winzig Kleinsten mit ihren acht Millimetern vom Labiumloch bis zur Spitze, weil der Pfeifenfuß jeweils beim Rechnen orgelmännisch unter den Tisch zu fallen hat. Sie weiß, wie sie an der Stirnseite des Saales auf andere wirkt und bleibt doch bescheiden im Vordergrund. Jeder kann mit ihr, wenn er will, mächtig und doch sauber in die Tontiefen hinabsteigen oder zart

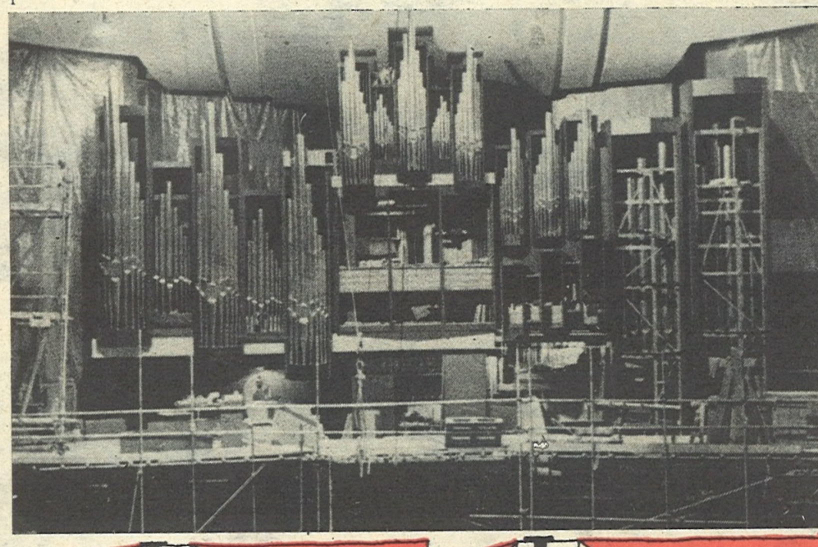
2

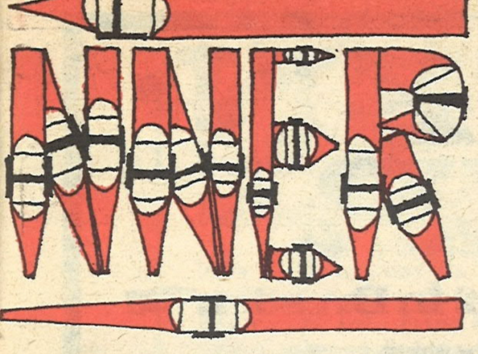


3

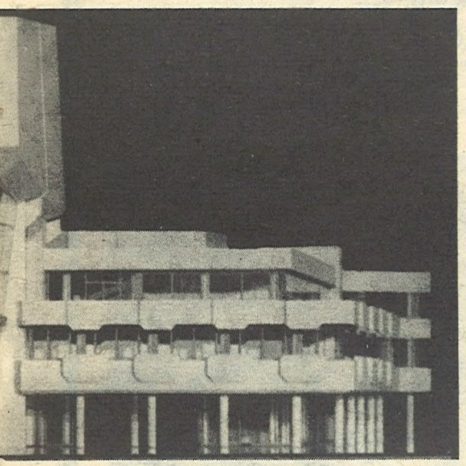


1





Fotos: Barbara Stroff



Zeichnung: Jürgen Schumacher

lieblich in die Höhe gehen, wenn er sich am Spielschrank auskennt und die Vielfalt der Tastaturen gewandt zu drücken weiß. Sie läßt das mit sich geschehen wie kaum eine andere, weil sie merkt, die Schukes wissen, woher der Wind kommen muß, der die Gamba und die Rohrflöte, die Schalmei und die Posaune, das Fagott und den Trompetenbaß zum Tönen bringt. Schon deshalb haben sie etwas von den goldenen Händen an sich, die den Orgelbauer gleich zu mehreren Meistern werden läßt. Er ist zugleich Tischler und Musiker, weiß mit Metall, Leder und Orgelelektrik umzugehen, und er ist so einer wie alle Schukes, die nur genausoviel Wind um sich machen, wie sie für ihre Orgel unbedingt brauchen.

Orgelgepfiffenes

Manual – so nennt man die Tastenreihe einer Orgel, die mit den Händen gespielt wird. Das Wort kommt vom Lateinischen „manus", die Hand.

Pedal – so heißt die Tastenreihe, auf der der Organist mit den Füßen spielt. Es ist aus dem Lateinischen „pes", der Fuß, abgeleitet.

Register – eine Orgel besitzt viele Pfeifenreihen von unterschiedlicher Bauart. Die Bauart bestimmt die Klangfarbe. Weil die Pfeifen einer Reihe von gleicher Konstruktion sind, haben sie auch die gleiche Klangfarbe. Eine solche Pfeifenreihe nennt man Register. Der Organist kann durch die Registerzüge die Klangfarbe auswählen, die ihm für das Spielen des Stückes am geeignetsten erscheint.

1 Die Schuke-Orgel bei der technischen Montage
2 Modell des Leipziger Gewandhauses
3 Schukes Silbermänner sind stolz auf ihr Orgelwerk

Liebe „Frösi"-Leser!

Noch nicht im Bilde sind fünf Ferienkinder auf unserem Rätselbild. Sie treiben Dinge, die für sie und andere sehr gefährlich werden können. Findet heraus, in welchen 5 Feldern unseres Rätselbildes sich die Missetäter befinden. Wenn ihr sie gefunden habt, vergleicht sie mit den Feldern des Karbonblattes und numeriert sie mit den Ziffern, die sie dort haben. Von oben nach unten gelesen ergeben sie Kundis neue Telefonnummer. Das wär's schon. Schreibt die gefundene Nummer auf ein Kundi-Telefon, das ihr auf eine Postkarte malt, und schickt sie an folgende Adresse: „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. August 1981. Es gibt allerhand zu gewinnen.

GESCHICHTEN-GESICHTER

☛ FRÖSI-Fahndung in Sachen 1. Pioniertreffen 1952 in Dresden ☚

PIONIERE! HERGEHÖRT! AUFGEMERKT! MITGEMACHT!



24. 8. 1952, Präsident W. Pieck mit Jungen Pionieren im „Thälmann-Zimmer" des Pionierpalastes „Walter Ulbricht".

Der Schriftsteller Max Zimmering diskutiert mit Pionieren über sein neues Buch „Buttje Pieter und sein Held".





Die Marschroute für den Weg in die achtziger Jahre unseres Landes ist festgelegt. Im August 1982, auf dem VII. Pioniertreffen in Dresden, treffen sich dreißig Jahre nach der Verleihung des ehrenvollen Namens „Ernst Thälmann" an die Pionierorganisation die Besten von euch zu einem großen Fest der Freude und des Frohsinns, des Erfahrungsaustausches und der Arbeit.
Unsere Pionierorganisation braucht Thälmannpioniere, die bewußt für unser sozialistisches Vaterland eintreten, die bereit sind, gute Taten für unsere Republik zu vollbringen, die sich die Fähigkeit aneignen, auf allen Gebieten etwas zu leisten.

Vom ersten historischen Treffen 1952 in Dresden stammen die Fotos auf dieser Seite.
Begebt euch auf Pionierexpedition!
Enträtselt, entschlüsselt, ermittelt – wer sind die Pioniere von damals? Was ist aus ihnen geworden? Wer sind sie heute?

Geht der Sache auf den Grund. Fragt eure Eltern, Lehrer, Pionierleiter, Freunde und Bekannten.
„Frösi" wird die Geschichten dieser Pioniere veröffentlichen.



Junge Matrosen der Pionierorganisation während der feierlichen Eröffnung im Stadion.

Junge Pioniere in der zum Tag der Jungen Naturforscher eröffneten Lehrschau.



Fotos: ADN/ZB

Schreibt das Ergebnis eurer Nachforschungen an „Frösi", 1056 Berlin, Postfach 43.
Kennwort: Geschichtengesichter.
Einsendeschluß: 30. September 1981.







Ferien- und Ferienlagergrüße

Viele Grüße aus dem Ferienlager in Klingenthal sendet Ines. Mir gefällt es gut. Unsere Gruppe hat zwanzig Kinder aus Spanien zu betreuen. Es ist interessant, sich mit ihnen zu unterhalten. Gestern führten wir eine Exkursion nach Berlin durch. Wir waren in dem schönen Pionierpalast zu Gast. Der Palast und der Park gefielen uns allen recht gut.

I. Wolfensteller, 1242 Bad Saarow

Vor drei Jahren schicktet Ihr mir die Adresse eines sowjetischen Mädchens, und dieses litauische Mädchen war eine Woche in der DDR zu Besuch – bei uns. Andra ist ein liebes und nettes Mädchen im Alter von 14 Jahren. Sie spricht sehr gut deutsch. Auch ich konnte meine Russischkenntnisse anwenden und erweitern.
Wir sind sehr gute Freunde und haben sogar „Schwesternschaft" getrunken. Ich zeigte ihr Halle und Umgebung. Wir waren in Berlin im Palast der Republik. Auch besuchten wir Leipzig und Dresden. Diese Tage waren herrlich.
Ich bin stolz darauf, eine so gute, nette und liebe Freundin zu haben. Die schönen Tage gingen zu schnell vorbei und beim Abschied rollten die Tränen.

J. Walkowski, 4090 Halle

Liebe Grüße aus dem Ferienlager in Sandkrug. Es ist sehr schön hier. Im Lager veranstalten wir Wettbewerbe im Kegeln, Tischtennis und Schießen. Zum Schiffshebewerk fahren wir morgen und am Dienstag ist Lagerolympiade. Die Städte Eberswalde und Berlin haben wir auch schon besucht.

A. Roemer, 1301 Sandkrug

Ich bin hier im Zentralen Pionierlager Brodowin und es gefällt mir sehr gut. Pioniere aus der ČSSR und der BRD erholen sich gemeinsam mit uns. Bei schönem Wetter gehen wir baden, aber die Mittagsruhe muß auch eingehalten werden.

B. Rautenstein, 1291 Eiche/Bernau

Einhundertachtundvierzig Mädchen und Jungen aus der DDR reisten im vergangenen Jahr zu einem fünfwöchigen Kuraufenthalt an die Adria nach Jugoslawien. Für die Kinder wurde diese Kur von unserem Staat finanziert.
Stephan Preiß aus Sangerhausen gehörte auch zu den Adria-Reisenden. Er schrieb uns einen langen Brief, und nun lest in den folgenden Briefausschnitten selbst, was Stephan dort erlebte.

Am Anfang der zweiten Woche besuchten uns Matrosen von der jugoslawischen Hafenstadt Rijeka. Sie kamen von den beiden DDR-Schiffen „Theodor Storm" und „Wolfen". Wir begrüßten sie recht herzlich vor dem großen Sanatoriumsgebäude. Einige Gruppen sangen Lieder. Das hat den Matrosen sehr gut gefallen. Wir bekamen eine Schiffsglocke und jeder einen Beutel Süßigkeiten geschenkt. Viele Fotoapparate haben geklickt.



Während der Kur gab es ein abwechslungsreiches Programm. Oft gingen wir in den Park. Dort konnten wir Fußball, Federball oder Tischtennis spielen. Einige Male fand auch ein Fußballspiel gegen jugoslawische Pioniere statt. Immer wenn schönes Wetter war, gingen wir baden. Das Baden im Adriawasser ist für die Ekzem- und Asthmakinder von großer Bedeutung. In der Adria gibt es Seeigel, Feuerquallen, Seesonnen, Seeschlangen, Seespinnen, Kraken und viele andere Tiere. Manchmal saugten sich Feuerquallen an mir fest, oft trat ich auf Seeigel. Auch die Pflanzenwelt Jugoslawiens ist sehr vielfältig. Es gibt viele Fächer- und Federpalmen, viele Agaven, Zypressen, Kiefern, Apfelsinen-, Zitronen- und Feigenbäume.
Am 12. Juli fand für alle Gruppen eine Dampferfahrt zur Insel Ilovik statt. Auf der Insel sahen wir uns in einer Kirche das Zählwerk mit der Glocke an. Am Strand und im flachen Adriawasser suchten wir Muscheln und Seeigel. Fischer leerten gerade ihre Netze. Von ihnen bekam ein Junge eine Seespinne geschenkt. Am vierten Sonntag feierten alle Gruppen das Neptunfest, den Höhepunkt der Kur. Am Morgen marschierten wir mit unseren Kostümen durch den Kurort Veli Lošinj zum Badeplatz. Es waren Hawaii-Mädchen, Humpelnde, Seenixen, Seeräuber aus dem 15. und 16. Jahrhundert zu sehen. Um 9.30 Uhr stieg Neptun mit seinen vier Seenixen aus dem Wasser. Er jagte alle mit seinem Dreizack an einen anderen Platz. Danach verlas er einige Neptunbestimmungen. Zum Schluß taufte er sehr viele Jungen und Mädchen.
Alle Kinder spendeten auch für die Solidarität, indem sie Hefte über die Insel Sošinj und Jugoslawien anfertigten.
Die Kur hat mir gut geholfen. Ich möchte mich bei allen bedanken, die mich in dieser Zeit betreuten und behandelten, die mir diesen schönen, erlebnisreichen Aufenthalt in der SFRJ ermöglicht haben.

Stephan Preiß, 47 Sangerhausen

Gabriele Braun aus Bernau schrieb uns dieses Gedicht:

Ferien

Ferien in meiner Heimat, der DDR,
auf die freue ich mich immer sehr.
Dann bin ich unter vielen Kindern
und fremde Sprachen uns nie hindern.

Wir knüpfen Freundschaft, tanzen, lachen.
Gemeinsam lernen wir uns achten.
Schnell ist die schöne Zeit dahin,
bald haben wir wieder Schulbeginn.
Dann müssen wir auseinandergehn,
aber wir werden uns wiedersehn.

Auflösungen der Preisausschreiben

Heft 3/81
Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 7:
Auflösung: F – Friedenspolitik
Blütentest (Poster)
Auflösung: Alles zum Wohle des Volkes!
Ein merkwürdiges Fleckchen
Kennwort: Bielstein, Auflösung: J. W. Goethe
Ohne Fleiß kein Preis – Fahrradtest
Auflösung: 1b, 2a, 3b, 4c, 5c, 6b, 7a, 8b
Heft 4/81:
Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 8:
Auflösung: H – Hohe Leistungen zum X. Parteitag
Gesamtlösung: Pioniersignal X. Parteitag
Schätze mal
Auflösung: Weiter Kurs – Hauptaufgabe
Tütejagd auf Kondor
Auflösung: Krane aus dem roten Finowtal
Heft 5/81:
Auflösung: Roggen- und Weizenähren werden zur Herstellung von Brot unbedingt benötigt.
Zeichnungen: A Gerste, B Weizen, C Roggen, D Hafer
Krimi Nr. 1: Ein Buch schwimmt. Tüte entlarvte Herrn Meier als Lügner.





Zeichnungen: Heidi Fritzsche



Die ganze Nacht hindurch träumte ich von goldenen Sonnen mit himmelblauen Augen und kirschroten Mündern. Warum, weiß ich auch nicht. Aber es war ein herrlicher Traum, bis ein Junge mit wuschligen roten Haaren und einer sommersprossenübersäten Nase auftauchte. In der Hand hielt er eine riesige Forke, mit der er all die wunderschönen Sonnen kaputtpiekte. Wie Seifenblasen zerplatzten sie. Der Junge war Achim. „Nein", schrie ich, „nein, das darfst du doch nicht!" Aber er lachte nur höhnisch und trieb sein böses Werk weiter. In mir kochte es vor Wut. Mit einem Satz sprang ich auf ihn zu und riß ihm die häßliche Forke aus der Hand.
Sekunden später wälzten wir uns am Boden. Erbarmungslos schlug ich auf ihn ein. Seine harten Faustschläge spürte ich schon nicht mehr. Verbissen kämpfte ich um das Leben aller Sonnen der ganzen Erde. Ich drosch blindlings drauflos, nochmal und nochmal. Plötzlich hielt mich jemand fest. Wutentbrannt wehrte ich mich. „Mädel, was soll denn das!" sagte jemand und strich mir das schweißnasse Haar aus der Stirn. Mutter stand kopfschüttelnd vor meinem Bett. „Was träumst du bloß immer für schlimme Sachen?" sagte sie. „Nun schlaf weiter, wir müssen morgen früh raus."
Am nächsten Morgen wollten Mutter und ich zeitig zu Tante Lisa fahren, um Pflaumen zu pflücken. Tante Lisa wohnt am anderen Ende des Dorfes. In ihrem Garten stehen herrliche Pflaumenbäume, dicht gedrängt wie eine Kinderschar. Die Früchte sind graublau und fleischig. Wenn man in sie hineinbeißt, rinnt süßer Saft aus den Mundwinkeln. Was für eine Freude, die harzverklebten Stämme flink wie ein Eichhörnchen hinauf- und hinunterzuklettern! Was macht es da schon aus, daß die knorrigen Äste schmerzhaft Arme und Beine zerkratzen! Ich turne geschwind wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum, ohne mich erst auf die Erde zurückzubemühen. Von früh bis spät halte ich es in den rauschenden Zweigen aus. Wer sollte denn die kräftigen Baumkronen rütteln, um einen blauvioletten Pflaumenregen zur Erde zu senden, wenn ich nicht mitfahren würde? Ich fürchtete zu verschlafen und wachte nachts immer wieder auf.
Doch zu festgesetzter Stunde war ich noch nicht ausgeruht. Die Augenlider schienen festgeklebt zu sein. Weder Arme noch Beine, wie festgenagelt von schwerer Mattigkeit, wollten gehorchen. Mein ganzer kindlicher Körper lechzte nach Schlaf.
Mutter ließ mich liegen und sagte: „Schlaf weiter, ich schließe das Tor von außen ab, damit dich niemand stört. Wenn du munter bist, komm nach. Kletter einfach hinten übers Tor, bist ja flink genug."

Alles um mich herum verschwamm, und ich fiel in einen süßen, festen Schlaf. Als ich wach wurde, war das ganze Zimmer von Helligkeit überflutet. Hochsommersonne warf Kringel auf die Tischdecke.
Richtig ausgeschlafen zu sein, ist ein herrliches Gefühl. Jeder einzelne Muskel sehnt sich hungrig nach Bewegung, der ganze Körper fiebert vor Erwartung. Und dazu noch eiskaltes Waschwasser, übermütig aus dem Hahn hervorquellend, das ein so angenehmes Prickeln auf der Haut verursachte.
Ich war selig und spürte ganz deutlich, daß der Tag noch Schönes und Aufregendes bereithielt. Dieses instinktive Ahnen machte mich glücklich. Was hatte Mutter gesagt? überlegte ich. O ja, da kündigte es sich schon an, das erste atemberaubende Abenteuer: Ich würde nicht auf dem normalen Weg hinausgelangen, wie es jeder Mensch Tag für Tag tat, sondern übers Tor klettern! Unbewußt zögerte ich diesen heiß ersehnten Augenblick hinaus, um mich noch eine Weile an dem berauschenden Gefühl der Vorfreude zu ergötzen.
Ich kaute langsam auf meiner Stulle herum und trank die Milch schluckweise. Als es schließlich keinen Grund mehr gab, das Frühstück noch länger hinauszuzögern, goß ich die restliche Milch in eine kleine Schale, stellte sie meinem Hamster hin und kitzelte ihn mit einer Weizenähre hinter den Ohren. Schlaftrunken rieb er sich die müden Äuglein. Ich hockte mich zu ihm und beobachtete, wie er mit der kleinen rosaroten Zunge gierig die Milch schleckte und sich das Mäulchen leckte. Nach beendetem Mahl riß er gähnend den kleinen roten Rachen auf, ich konnte deutlich die weißen, messerscharfen Zähne sehen. Daraufhin begann er sich ausgiebig zu putzen. Besonders viel Aufmerksamkeit widmete er dabei den Ohren. Wie drollig das aussah! Ich holte einen kleinen weißen Ball und wollte mit ihm spielen. Eine Weile ließ er es sich gefallen, aber dann war es ihm zuviel. Fauchend verkroch er sich in seiner Behausung.
Die ganze Zeit jedoch dachte ich an das, was mich draußen erwarten würde. Immer wieder malte ich mir voller Wonne die bevorstehende Kletterpartie übers Tor aus. Der Tag war herrlich. Die Sonne schien kräftig wie schon lange nicht mehr, die Blumen dufteten anders als sonst. Alles war von freudigem Singen und Klingen erfüllt.
Doch nun hielt ich es nicht mehr aus. Ich riß die Tür auf, raste durch den halbdunklen Korridor, flitzte die Stufen hinunter und erstarrte vor Schreck. Das Tor stand weit offen. Daneben stand Achim und bastelte seelenruhig an dem defekten Briefkasten herum. Jetzt klopfte er langsam und gemächlich alle Teile ab, denn es waren Ferien und er hatte viel Zeit, zu viel sogar.
„Mach das Tor zu, ich will raus!" schrie ich wutentbrannt. Ungläubig starrte er mich an. Der Anblick der weit offen stehenden Torflügel machte mich rasend.
„Du sollst das Tor zumachen!" schrie ich nochmals mit überschnappender Stimme.
„Mach's doch selber", sagte er gelangweilt.
„Aber ich will doch raus!"
„Na, bitte, geh, hindert dich doch keiner daran."
„Mach endlich das Tor zu!"
„Bei dir piepts wohl, was?" entgegnete er kopfschüttelnd und deutete vielsagend an die Stirn. Es war ein Wunder, daß er noch so friedlich stehenblieb. Doch ich war mit meiner Geduld am Ende, stampfte wütend mit dem Fuß auf und heulte los.
Achim begriff von allem nur, daß ich so lange heulen würde, bis das Tor zu wäre. Er verpaßte, immer noch fassungslos, beiden Torflügeln einen Fußtritt. Krachend fielen sie ins Schloß. Nun konnte ich verwirklichen, worauf ich mich den ganzen Morgen über so sehr gefreut hatte. Ich konnte über das Tor klettern und mit einem gewaltigen Satz von unserem kühlen, schattigen Hof auf die warme, sonnenüberflutete Dorfstraße gelangen.
Das Schlimme war bloß, daß ich nun plötzlich keine Lust mehr dazu hatte. Die ganze Freude war kaputt. Es lockte überhaupt nicht, über ein Tor zu klettern, das extra vorher geschlossen werden mußte.
Ich wurde noch wütender und fühlte mich tief unglücklich, wie schon lange nicht mehr. Noch lauter als zuvor heulte ich los.
Achims Gesicht verfinsterte sich besorgniserregend. Ich hielt es für angebracht, schleunigst zu verschwinden, um meinen Kummer woanders zu verdauen.
Dieser ganze verrückte Tag erschien mir nun völlig verpfuscht.



Fotos: Manuela Plonus

Abgerissener Drachen, 1976

Sachlichkeit und Poesie

Zum Bild des Monats

Wenn ein Maler in einem Bild sich selbst darstellt und eines seiner Bilder noch extra dazu, dann ist das schon etwas Besonderes. Der Maler heißt Uwe Pfeifer. Er ist ein junger Künstler, der etliche Jahre in Halle-Neustadt lebte. Wer von euch auch in einer neu erbauten Stadt wohnt, der wird die Vorzüge und Bequemlichkeiten von Neubauwohnungen gern genießen, aber der weiß sicher auch, daß man eine ganze Weile braucht, um sich an das Leben in einer solchen Stadt zu gewöhnen. Nicht alles, was der Mensch braucht, ist schon vorhanden, beziehungsweise merkt man erst nach einer Weile, was einem fehlt. Beispielsweise die Bäume in den Parks müssen eben erst wachsen.

Kein Wunder also, daß der aufmerksame Beobachter in dieser Umwelt sowohl bemerkenswert neue poetische Momente entdeckt, aber auch manches für nachdenkenswert oder kritikwürdig erachtet.

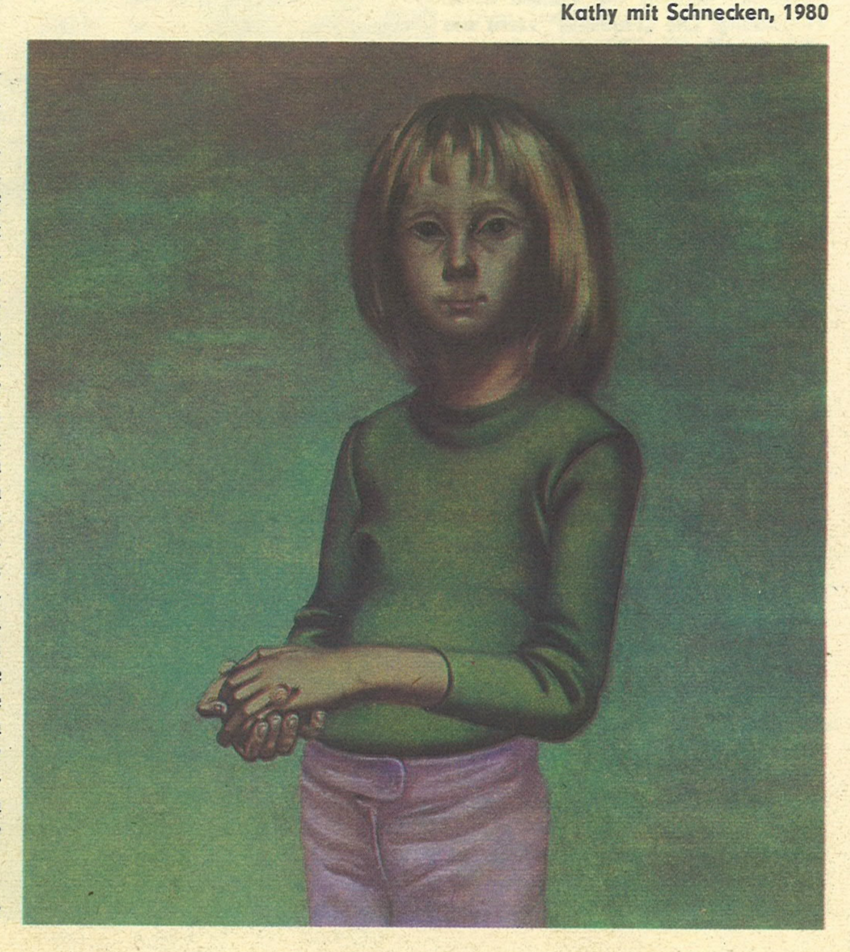
Uwe Pfeifer ist ein solch genau beobachtender Künstler. Er führt damit eine Tradition wirklichkeitsverbundener Malerei fort, die in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts von der Poesie einer sich nüchtern-technisch entwickelnden Umwelt zeugte, aber auch schon die Gefahr eines Befremdens der Menschen gegenüber dieser Welt signalisierte. Uwe Pfeifer möchte uns mit seinen Bildern auf diesen Widerspruch aufmerksam machen. Die Vernunft, die kühle Berechnung, die neuen Materialien, all die Attribute unseres Fortschritts dürfen uns nicht vergessen lassen, daß in dieser Welt die Menschen miteinander leben und reden sollen, daß wir also auch auf die Bäume achten müssen, sonst fehlt uns in der Zukunft etwas Wichtiges, worin wir unsere sinnerfüllte Daseinsfreude auch bestätigt finden wollen.

Mit überhöhten, oft grellen Farben, einer klar gebauten Komposition, einfachen Formzusammenhängen und ungewöhnlich anmutenden Raumdarstellungen macht uns der Künstler bewußt, daß es ihm neben dem Schildern eines Zustandes vor allem um eine symbolische Verallgemeinerung geht, in der Gefühl und Warnung im Bild zu einer Einheit werden.

In unserem „Bild des Monats" steht der Maler in seinem Arbeitsraum im obersten Stockwerk eines Neubaublockes. Die Neustadt und deren Probleme scheinen gleichsam verdrängt zu sein von der überwältigenden Erinnerung an eine Reise durch die Mongolische Volksrepublik. Das gemalte Erinnerungsbild steht zwar auf der Staffelei, aber die vergißt man bald. Die Darstellung auf dem Bild im Bilde verselbständigt sich geradezu. Man könnte meinen, das Pferd steht wie der Maler leibhaftig im Atelier. Der Anschnitt erzeugt eine solche Wirkung. Das Erinnerungsbild ist ein Gegenbild zur Lebenssphäre des Künstlers: Mensch und Tier, Neubauten und eine weite Berglandschaft, kalter Beton und Blumen auf saftiger Wiese. Der Künstler schaut uns aufmerksam aus dem Bild heraus an. Von seiner Figur sehen wir nur die Hälfte. Die Darstellung der Gegensätze ist auch nur die Hälfte seiner Sicht auf die Welt. Uns wird mit dem Bild keine Lösung dieser Gegenüberstellung vorgestellt, etwa: das ist gut und das ist schlecht. Im Erinnerungsbild sehen wir einen toten Tierschädel und Gerätschaften für eine Autoreparatur liegen. Das sind Hinweise auf die Vergänglichkeit und die begrenzte Macht des technischen Fortschritts in dieser anscheinend unberührten Bergwelt. Die Wucht und das Traumhafte des Erinnerungsbildes, vor allem die Figur des Pferdes, berühren uns wie ein fernes altes Märchen, in dem wir ja auch nie eine Lösung unserer heutigen Konflikte angeboten bekommen, das wir aber gern lesen und offensichtlich brauchen, um über unser Befinden nachzudenken.

Roland Berger

Kathy mit Schnecken, 1980



Drei Mann und eine "Hummel"!





Text und Fotos: Klaus Trecke

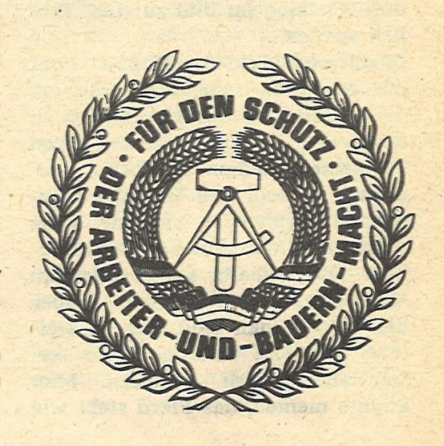
Ohrenbetäubendes Triebwerkgeräusch. Der Luftsog, den die Rotoren erzeugen, zerrt an den Kleidern. So nah am Hubschrauber gibt es direkt Standschwierigkeiten. Kapitänleutnant Dulias und seine Besatzung starten zu einem Übungsflug!
Noch einmal werden alle Aggregate durchgetestet. Das Triebwerksgeräusch wird stärker. Langsam hebt die „Hummel" vom Boden ab und verharrt einige Meter über dem Flugplatz auf der Stelle. „Standschwebe" nennen die Piloten diese Flugübung. Die „Hummel" steht wie eine Eins!
„Adler 7', starten Sie!" kommt das Kommando der Flugleitung. Der Hubschrauber steigt und kurvt über dem Flugplatz in den befohlenen Kurs ein.

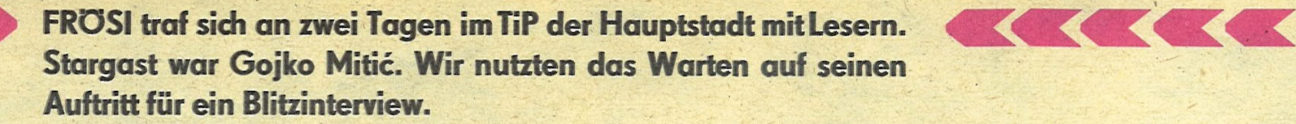
Bergung im Gebiet 28!

An Bord der Mi 8 beginnt ein erfahrenes Kollektiv mit der Lösung der gestellten Aufgabe – Bergung eines Schiffbrüchigen auf See.
Der 1. Hubschrauberführer, Kapitänleutnant Dulias, bringt seinen Hubschrauber auf die notwendige Flughöhe.
Neben ihm, der 2. Hubschrauberführer, Leutnant Kendzia. Er ist an Bord für die Navigation verantwortlich. Das Gebiet 28 ist auf seiner Bordkarte dick eingezeichnet. Von der Präzision seiner Kursbestimmung hängt es wesentlich mit ab, ob im Ernstfall die Hilfe für den Schiffbrüchigen noch rechtzeitig kommt.
An seiner Seite hat Bordmechaniker Fähnrich Bäcker die Kontrollinstrumente des Hubschraubers im Auge. Er ist an Bord für die Technik zuständig.
Einhundert Meter unter dem Bug des Hubschraubers rollen blauschwarze Brecher daher. Hier draußen auf der Ostsee ist es stürmisch. Weiße Gischt schäumt über den Wellen.
Die Zone XY 28 ist erreicht!
Kapitänleutnant Dulias meldet die Ankunft im Zielgebiet den Genossen der Flugleitung.
Jetzt beginnt der schwierigste Teil der Aufgabe.
Langsam senkt sich der Hubschrauber. Die Genossen an Bord halten Ausschau nach dem gesuchten Schiffbrüchigen. Systematisch suchen sie das Gebiet ab.
Da! Ein orangefarbener Punkt in einem Schlauchboot inmitten der hochgehenden See.
Was jetzt folgt, ist trainierte Präzisionsarbeit. Langsam dirigiert der Pilot seinen Hubschrauber über den Verunglückten. Fähnrich Bäcker hilft seinem Hubschrauberführer. Leutnant Kendzia übernimmt in diesen schwierigen Augenblicken die Aufgaben des Bordmechanikers.
Endlich ist es geschafft! Der Hubschrauber schwebt genau über dem Schlauchboot. Ein Seil mit Rettungsschlinge wird abgelassen, in die sich der Verunglückte einhängt. Ein Handzeichen! Fähnrich Bäcker betätigt die elektrische Seilwinde. Zügig schwebt der Verletzte zum Hubschrauber empor, wo er sicher empfangen wird. Die Hubschraubertür schließt sich wieder. Schnell gewinnt der Hubschrauber über der Wasserfläche an Höhe und Geschwindigkeit. Der Kapitänleutnant bringt die „Hummel" auf Heimatkurs.
„Aufgabe erfüllt! Der Verletzte ist an Bord. Wir landen in ungefähr 15 Minuten. Anflug über Kurve 4!" meldet der Kommandeur den Genossen der Flugleitung.

Drei Spezialisten – ein Kollektiv!

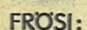
Ruhig bedient Genosse Dulias seine Flugtechnik. Eine wichtige Trainingsaufgabe ist erfüllt worden. Und dabei hat die Lösung dieser Aufgabe nicht erst vor knapp einer Stunde begonnen ...
Die Flugvorbereitung für die Besatzung Dulias begann schon am Vortag. „Trockentraining" – all das, was später in der Luft geschieht, wird erst einmal am Boden trainiert.
Jede Handlung, jede mögliche Variante der Bergung wurde vorher exakt durchgesprochen. Auch mögliche technische Defekte oder Ausfälle wurden in ihren Auswirkungen und notwendigen Gegenmaßnahmen in Erwägung gezogen.
„Nur so vorbereitet, ist eine Ausbildungsaufgabe optimal zu lösen. Und dabei kann sich jeder von uns auf den anderen verlassen.
In der Luft ist nur ein so eingespieltes Kollektiv voll handlungsfähig. Dabei unterstützt uns die zuverlässige moderne sowjetische Flugtechnik!" Kapitänleutnant Dulias mit seinen mehr als fünfhundert Flugstunden muß es wissen. Er hat auch schon viele Gefechtsaufgaben gemeinsam mit polnischen und sowjetischen Genossen gelöst.
„Um unseren Auftrag erfüllen zu können, ist auch die gute Arbeit der Genossen am Boden notwendig. Wenn wir an Bord gehen, haben die Genossen vom technischen Personal ihre verantwortungsvolle Arbeit schon getan!" Fähnrich Bäcker weiß die Arbeit seiner Kollegen am Boden zu schätzen.
Leutnant Ralf Kendzia, der 2. Hubschrauberführer, hat auch schon über dreihundert Flugstunden auf dem „Buckel". Auch er freut sich mit seinen Genossen über die gelöste Aufgabe.
Der Flugplatz kommt in Sicht.
„Adler 7' bittet um Landegenehmigung!"
„Adler 7', landen Sie!"





FRÖSI traf sich an zwei Tagen im TiP der Hauptstadt mit Lesern. Stargast war Gojko Mitić. Wir nutzten das Warten auf seinen Auftritt für ein Blitzinterview.

INDIANERWORTE ohne viel FEDERLESEN



FRÖSI:

Gojko, als eines unserer prominentesten „Frösi"-Extrablätter bei unserem TiP-Treff schlägst du eine völlig neue Seite deines Indianerdaseins an. Haben wir richtig gehört?

GOJKO:

Ja, ein fröhlicher Mensch war ich schon immer. Inzwischen habe ich auch ein bißchen zu singen angefangen, denn ein Indianer muß vieles richtig können, nicht nur reiten oder Spuren lesen. Ich versuche mich einmal als Sänger, wenn auch heute zu meinem Kostüm vielleicht der Pfeil und Bogen besser passen würden und weniger ein Mikrofon. Hoffentlich kündigt ihr mir deswegen nicht unsere gute alte Freundschaft. Seit elf Filmen möchte ich nicht mehr ohne euch sein, und ich spüre immer wieder, daß ihr auch an mir hängt. Das merke ich immer wieder, wenn ich in meinen Briefkasten schaue und mir eine Autogrammbriefflut entgegenpurzelt. Eure Fragen zeigen mir, daß ihr mit mir lebt und so vieles wissen wollt – wie ich mich beispielsweise in Schwung halte oder das Reiten gelernt habe.

FRÖSI:

Da können wir natürlich nicht neugierig genug sein auf einige Tips aus deinem Munde. Wie wär's mit einer sportlichen Kostprobe?

GOJKO:

Ganz gleich, an welchem Ort ich bin, täglich gehört ein Teil des Tages dem Sport. Dazu brauche ich kein Double, das mir die Bewegung abnimmt, weil sie vielleicht für manchen Faulen unter euch auch zu anstrengend ist. Die abendlichen Runden um irgendeinen Platz oder See sind mir so ans Herz gewachsen, daß ich glaube, etwas versäumt zu haben, wenn ich sie nicht gelaufen bin. Ist dann noch irgendwo eine Reckstange in der Nähe, an der man mal alle Beine gerade sein lassen kann, bin ich so ein glücklicher Mensch, als läge ich in einer Hängematte. Ihr könnt euch sicher vorstellen, daß mich in so einer Lage nichts härter trifft als Kinder, die vor das Klimmziehen das „Glimmziehen" gesetzt haben und sich dabei wie Helden mit der Friedenspfeife vorkommen. Diese Dunstwolke steht niemanden von euch gut zu Gesicht. Also löscht die Feuer!

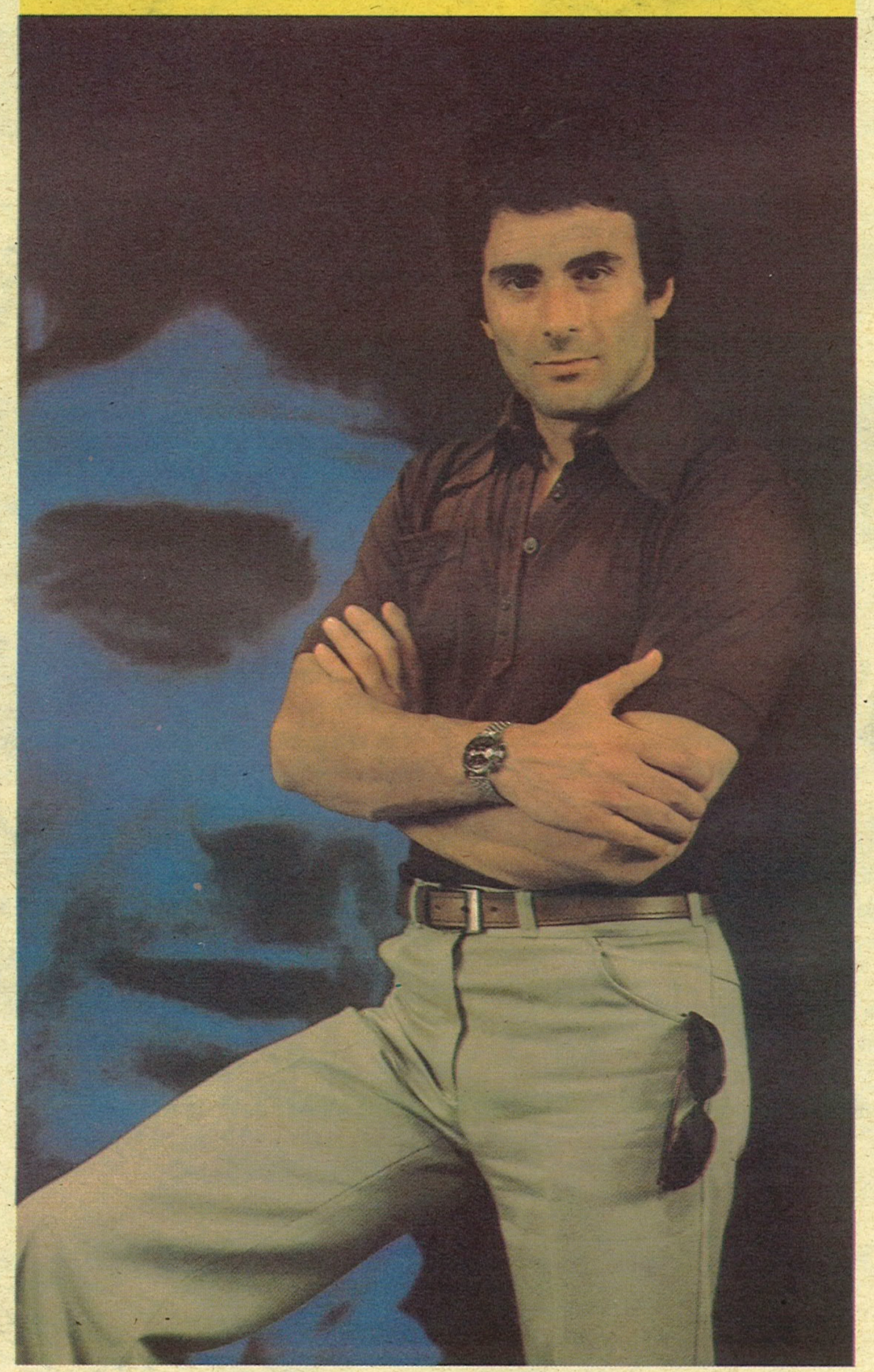


Foto: Peter Kalbe

FRÖSI:

Nach diesem gesunden „Lungenzug" stellen wir vielleicht die Weichen und folgen deinen neuen Spuren nach Babelsberg. Dort sollst du zur Zeit auf einem langen Ritt zu sehen sein?

GOJKO:

So gesehen führt der lange Ritt geradewegs zur Schule und bezieht sich auf den Titel eines neuen Kinderfilms, den wir gerade drehen. In einer Doppelrolle spiele ich gleichzeitig einen Sportlehrer und den Häuptling Roter Milan. Mein Partner ist ein Junge von euch, dessen Fahrrad sich urplötzlich in einen Mustang verwandelt und mit ihm in seiner Phantasie davonbraust. Ich glaube, es wird ein sehr schöner Film, weil er euch mitträumen läßt, wie einem zumute ist, der tapfer, mutig und ein bißchen der kleine große Held ist. Gezaubert wird natürlich auch, weil es sich so für einen richtigen Film gehört.

FRÖSI:

Da fällt mir ein, obwohl du tauchst und Ski läufst, in allen Sätteln zu Hause bist, die tollkühnsten artistischen Kunststückchen fertigbringst, gibt es doch einen Trick, den du außer uns noch niemanden verraten hast. Kannst du den Schleier lüften?

GOJKO:

Ich habe lange überlegt, ob mein kleiner Trick überhaupt solch eine riesengroße Hand und einen noch quadratmeterlängeren Fuß hat, denn wenn ich sage, daß ich nicht mit meinem Indianerkopfschmuck ins Bett gehe, ist das so normal und bedarf auch keines größeren Federlesens. Deshalb versucht einfach einmal folgendes: Streckt die rechte oder die linke Hand nach vorn aus und legt in die Nähe des Pulses einen Groschen. Dann spannt ihr die Unterarmmuskeln und beschreibt mit dem Daumen kreisende Bewegungen über der geöffneten Handfläche. Bei einer guten und sportlich trainierten Muskelpartie macht der Groschen einen Salto rückwärts. Wer mein kleines Kunststück fertigbringt, der schreibt mir oder „Frösi", wie er es gemacht hat – aber nicht schummeln!

FRÖSI:

Gojko, du bist wirklich wie ein echter „Frösi"-Leser. Immer bereit, auch für die kleinste Überraschung.

Jahresringe zählen

MANFRED STREUBEL

Kinder, ist der Baumstamm dick,
den wir heute fällten!
Lang und rund und ohne Knick!
So was sieht man selten.

Kinder, ist der Baumstamm schwer!
Den kann keiner tragen.
Wieviel Jahre durfte der
wohl zum Himmel ragen?

Wer solch Wachstum recht erwägt,
wird's als Vorbild wählen.
Laßt uns, eh man ihn zersägt,
drum die Jahre zählen.

Eins und zwei und drei und vier.
Einst, in aller Frühe,
war er kleiner noch als wir,
Wachsen, das macht Mühe.

Ja, zum Leben braucht man Mut,
wenn die Winter toben.
Doch die Sonne, die tut gut.
Zieht uns arg nach oben.

Fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn.
Leben heißt: entfalten,
Grünes treiben, rauschend den
Stürmen standzuhalten.

Daß uns Hagel nicht bezwing',
ach, mit scharfem Schnitte –
jedes Jahr ein neuer Ring
um die zarte Mitte.

Zwanzig, dreißig und so fort.
Wer will Großes wagen,
der muß wohl an einem Ort
tiefe Wurzeln schlagen.

Saugen muß er klaren Saft
aus geheimen Quellen.
Denn sonst hat er keine Kraft,
sich dem Sturm zu stellen.

Und so zählen wir im Chor
weiter bis fünfhundert.
Wo der Baum die Lust verlor.
Was uns gar nicht wundert.

Soviel Himmel auf dem Ast,
das ist eine Bürde!
Doch der Baum trug seine Last
bis zuletzt mit Würde.

Kinder, ist der dick und schwer!
doch er will nicht protzen.
Und wir wollen so wie er
allen Wettern trotzen.

Foto: Herbert Schier



Vor vielen Jahren lebte auf der Insel Moala ein Häuptling, der eine schöne Tochter hatte. Sie hieß Roko-vaka-ola.
In der Nähe ihres Hauses lebte ein Geist, Kubu-ni-vanua mit Namen, der an dem Mädchen Gefallen gefunden hatte. Oft hörte er zu, wenn Roko-vaka-ola bei der Arbeit sang, und er hielt alles Böse von der Insel fern, damit sie weiterhin so glücklich leben konnte.
Eines Tages landete am Strand ein großes Boot, in dem viele bewaffnete Männer saßen. Sie waren von Tonga herübergesegelt, weil sie von der Schönheit des Mädchens gehört hatten.
Der Häuptling von Tonga stieg aus dem Boot. Er wandte sich an den Vater: „Ich bin gekommen, um Roko-vaka-ola zu meiner Frau zu nehmen. Sie soll mit mir nach Tonga fahren, und wir werden dort ein schönes Leben führen."
Der Vater wollte seine Tochter nicht weggeben, deshalb sagte er: „Ich kann dir meine Tochter nicht zur Frau geben, sie ist schon einem anderen versprochen."
Die Tonga-Männer zogen finstere Gesichter und klirrten mit den Waffen. Der Moala-Häuptling bekam große Angst. Er rief seine Tochter herbei und sagte: „Roko-vaka-ola, hier ist dein Mann. Fahr mit ihm in seine Heimat und werde glücklich." Dann lief er schnell davon und versteckte sich in seinem Haus.
Roko-vaka-ola stieg zu den Männern ins Boot, und sie fuhren nach Tonga zurück.
Der Häuptling, der seine neue Frau sehr liebte, baute ihr auf der Tungua-Insel ein schönes Haus, er gab ihr alles, was sie sich nur wünschen konnte.
Dennoch war Roko-vaka-ola sehr unglücklich. Sie weinte jeden Tag, und niemand konnte sie trösten.
Es war einige Zeit vergangen, da flog Kubu-ni-vanua, der Geist, zur Insel Tungua, um nach dem Mädchen zu sehen.
Er hörte, wie sie weinte, und fragte das Mädchen nach ihrem Kummer. Sie sagte: „Lieber Geist, bitte bring mich nach Moala zurück.
Das Land hier ist nicht schön. Keine Blume blüht, kein Baum wächst, die Erde ist trocken und kahl, weil es kein Wasser gibt. Ich habe große Sehnsucht nach meiner schönen Heimat Moala."
„Ich kann dich nicht zurückbringen", sagte Kubu-ni-vanua, „doch ich weiß, wie ich dir helfen kann. Du wirst sehen, wie schnell dann dein Heimweh verfliegen wird."
Der Geist verabschiedete sich und flog davon. Er war sehr lange unterwegs, ehe er nach Moala kam. Auf der Insel suchte er die schönste Gegend aus, die er finden konnte. Seine Wahl fiel auf den Ort Matamatokalou.
Der Geist pflückte die Blätter des Dalo-Baumes, fing einige Vögel, flocht aus Lianen ein Gefäß und füllte es mit Wasser aus einer kleinen, klaren Quelle.
Noch am selben Abend brach der Geist Kubu-ni-vanua auf, um möglichst schnell wieder bei Roko-vaka-ola zu sein. In der Nacht bereitete er alles vor.
Als Roko-vaka-ola am Morgen aus ihrem Haus trat, glaubte sie ihren Augen nicht mehr trauen zu können. Vor ihr plätscherte eine liebliche Quelle, das klare, kalte Wasser umspülte ihre Füße.
Mächtige Dalo-Bäume wuchsen dort, wo vorher die kahlsten Stellen gewesen waren. Vögel saßen in den Zweigen, sangen Lieder, und Blumen wuchsen auf einer Wiese. Alles sah hier genauso aus, wie es in der Gegend von Matamatokalou aussieht.
Roko-vaka-olas Sehnsucht verflog blitzschnell, sie wurde wieder fröhlich und sang bei der Arbeit. Sie und auch die anderen Bewohner der Insel waren glücklich, weil ihre Heimat über Nacht so schön geworden war.
Der Geist Kubu-ni-vanua lebt noch heute auf der Insel Tungua, und er bewacht dort das Glück der Menschen.

DAS ROTE HERZ

TEIL VII

Der Blutfreitag

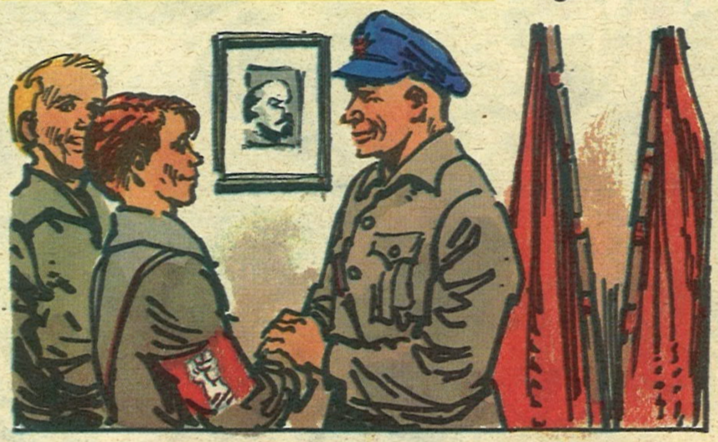
Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. „Ruhig Blut, Genosse Kämpfer", redet Klaas Robert zu. „Die Genossen des Zentralkomitees der KPD sind Arbeiter wie wir." „Weiß ich ja", nickt Robert, „aber daß Ernst Thälmann uns persönlich sprechen will ... Ob er damit einverstanden ist, daß wir einen Roten Frontkämpferbund gegründet haben?" „Das wird er uns jetzt gleich selbst sagen!"



2. „Ihr habt als erste erkannt", sagt Ernst Thälmann zu den Hallenser Genossen, „daß wir bewaffnete Arbeiterformationen gegen die Reaktion brauchen. Nach eurem Vorbild werden wir überall Rote Frontkämpfertruppen aufstellen und militärisch ausbilden. Nur so können wir das Proletariat vor Terror und Mordanschlägen der reaktionären Kräfte schützen. Ich danke euch, Genossen!"



3. Robert spürt einen festen Händedruck und hört Ernst Thälmann sagen: „Du gehörst also zu den Kommandeuren des Roten Frontkämpferbundes in Leuna. Da werden wir uns bald wiedersehen. Unsere Partei hat mich als Kandidaten zu den Reichspräsidentenwahlen aufgestellt. Im März wollen wir eine Wahlversammlung in Halle durchführen. Da werdet ihr euch bewähren müssen!"



4. „Ich fasse zusammen", sagt Klaas. „Unsere Wahlkundgebung mit Ernst Thälmann wird eine echte Massenveranstaltung." Robert meldet sich zu Wort: „Der berüchtigte Polizeioberleutnant Rietzker ist aufgetaucht. Wir müssen mit Provokationen rechnen!"



5. Robert überwacht den Bühneneingang. „Halt, wohin?" Nur mit Mühe kann er den kleinen, schmächtigen Jugendgenossen festhalten. „Ich gehöre doch zum Spielmannszug!" „Das ist doch unser kleiner Trompeter, Fritz Weineck!"



6. Die Stimmung im Saal ist prächtig. Plötzlich springt Polizeioberleutnant Rietzker auf: „Die Kundgebung ist aufgelöst! Alles raus!" Seine Schupos prügeln auf die Menge ein. Dann peitschen Schüsse durch den Saal.

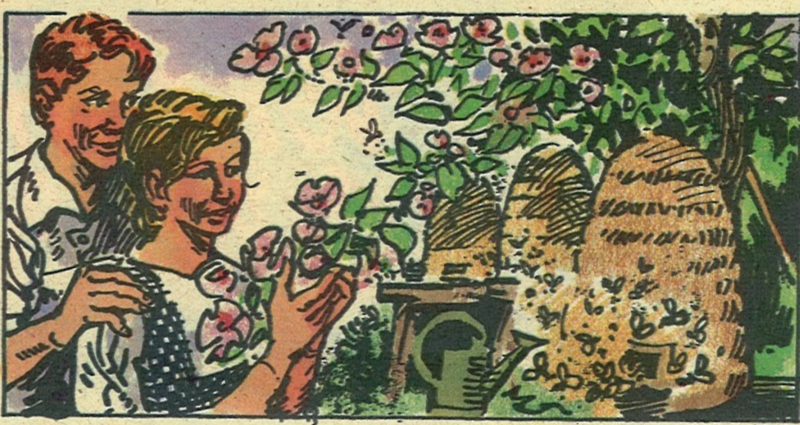


7. „Den kleinen Trompeter haben sie ermordet!" sagt Robert mit dumpfer Stimme. „Vorhin hat er uns noch durch sein Solospiel begeistert."
„Zehn Tote, etwa fünfzig Schwerverletzte und über hundert Leichtverwundete haben wir zu beklagen", preßt Klaas zwischen den Zähnen hervor. „Nur um Ernst Thälmann am Sprechen zu hindern, hat die Schupo dieses furchtbare Blutbad angerichtet!"



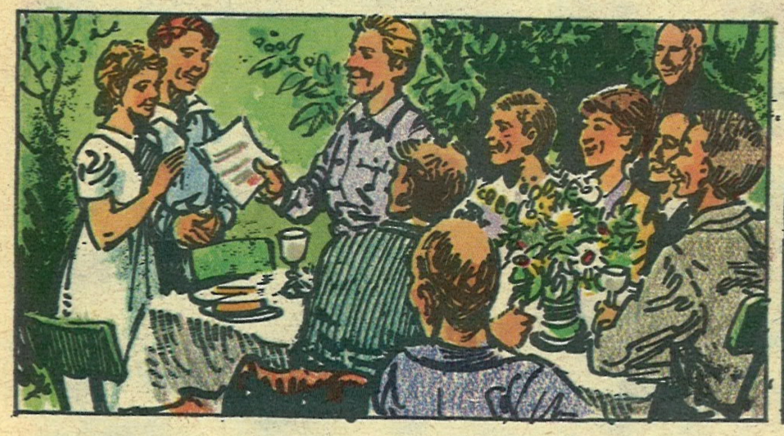
8. „Komm, Genossin", sagt Robert zu der Arbeitersamariterin, „mehr können wir jetzt für unsere toten und verwundeten Genossen nicht tun. Wo wohnst du?" fragt Robert leise. „In Leuna-Kröllwitz." „Da haben wir den gleichen Weg."





9. „Schön ist es hier, Hanna, und so friedlich", sagt Robert, „doch für uns Genossen gibt es keine Ruhe. Ich muß mich beeilen." Hanna nickt verstehend. Dann sagt Robert noch: „Du bist sehr tapfer, Hanna, das gefällt mir!" „Du gefällst mir auch", sagt Hanna leise, „komm mich doch besuchen. Meine Freunde, viele echte Bienen, werden sich sehr freuen." Dann läuft sie ins Haus.

10. Im Mai findet Robert endlich Zeit, Hanna zu besuchen. „Meine Immen gefallen dir wohl nicht?" fragt Hanna. „Naja", meint Robert, „ein bißchen ausgefallen finde ich dein Steckenpferd schon für ein Mädchen." „Aber, Genosse", lacht Hanna, „im Dreißigjährigen Krieg warfen die Bauern Bienenkörbe über ihre Dornenverhaue und vertrieben damit die marodierenden Landsknechte."





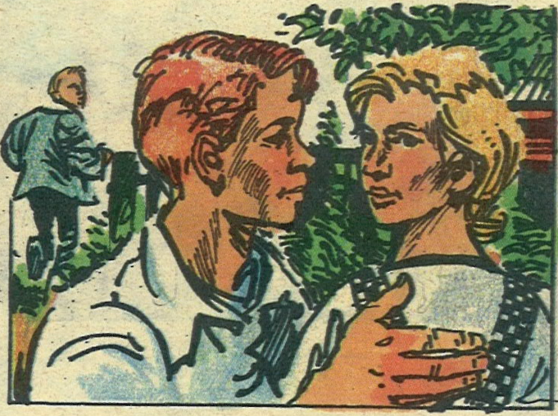


11. „Liebes Brautpaar", wendet sich Klaas an Hanna und Robert, „die Genossen haben mir noch ein besonderes Hochzeitsgeschenk mitgegeben. Lest selbst!"
Nach einem Blick auf das Schreiben sagt Robert bewegt:
„Auf Beschluß des Zentralkomitees der KPD soll in Leuna ein Gedenkstein für unsere Märzgefallenen errichtet werden."

12. „Wo werden wir den Gedenkstein aufstellen?" Der Kleinbauer Lademann rutscht unruhig auf der Bank hin und her. „Nehmt meine Wiese für den Gedenkstein."

13. 1927. Ernst Thälmann weiht den Gedenkstein ein. „Der Feind haßt uns, weil wir uns frei machen wollen von Ausbeutung und Unterdrückung. Ihr steht einem äußerst brutalen Feind gegenüber".







14. „Vorsicht, Robert. Die Gewitterschwüle reizt die Bienen." „Da kommt Klaas. Ist etwas passiert?"
„Die Leunaherren haben die Nazis aufgehetzt", berichtet Klaas atemlos. „Sie wollen unsere Gedenkstätte verwüsten! Wir müssen die Genossen alarmieren! Ihr hier und ich in Leuna!"

15. „Viele Genossen werden wir nicht antreffen", vermutet Hanna. „Aber wir müssen die Faschisten aufhalten, bis die Leunaarbeiter zu Hilfe kommen."
„Und wenn du deine Bienen opferst?" fragt Robert leise. „Wie früher die Bauern? Komm!" sagt Hanna entschlossen. „Versuchen wir's!"

16. Die heranrückenden Nazis grölen. „Jetzt!" flüstert Robert. Die Bienenkörbe zerplatzen auf der Landstraße. Die Nazischläger ergreifen vor den Bienen die Flucht. Schreie ertönen.

Fortsetzung folgt

Vor Körnchens Waschtag

„Sie waschen den ganzen Tag..." Dieses Lied von den Waschfrauen kennen wir alle aus unserer Kindergartenzeit. Die Kleinen singen es auch heute noch. Doch wenn wir es genau nehmen, stimmt der Text längst nicht mehr ganz. Zinkbadewanne und Waschbrett finden wir kaum noch im Haushalt. Ein Griff zum Waschmittel, ein Druck auf den Knopf der Waschmaschine erleichtern ganz erheblich die Arbeit.
Das alte Waschbrett von damals findet noch Anwendung in „Fritzens Dampferband", wo es als originelles Instrument zu einem ulkigen Sound verhilft. Und viele Zinkbadewannen haben längst ihren Weg zum Altstoffhandel genommen.

Eine „körnige" Sache

Mit dem Griff zum Waschmittel wollen wir auf den Kern der Sache kommen und auch besagtes Korn etwas genauer betrachten. Denn wie kommt es eigentlich zu einem Produkt, das nicht nur die Schlammsocken von Paulchens Pfützenspaziergang, sondern auch Vaters Monteuranzug sauber wieder hinkriegt? Das dem Waschbrett kurzerhand den Garaus macht und der Mutter die Arbeit enorm erleichtert?
Der Name unseres Waschmittels „Spee" bedeutet Spezialerzeugnis. Es wurde von einem Jugendkollektiv entwickelt. Phosphate (Chemielehrer fragen!), waschaktive Substanzen, Bleichmittel und Parfüm sind die Hauptbestandteile des Waschmittels. In großen Kessel- oder Güterwagen werden die nötigen Substanzen direkt bis ins Waschmittelwerk Genthin gefahren. Sechzig bis einhundert Waggons treffen dort pro Tag ein. In großen Rührwerken werden sie zu einer breiförmigen Masse vermischt, die in der Fachsprache „Slurry" heißt (kommt aus dem Englischen). Eine Anlage, deren Turm ziemlich hoch ist (ungefähr 30 m) und deren Name unwahrscheinlich lang ist, übernimmt die weitere Arbeit. Es ist die Hochtemperatursprühtrocknungsanlage – der Name verrät schon, was dort geschieht. In dieser Anlage, die unter Fachleuten auch Beadsanlage oder – durch ein Jugendforscherkollektiv enorm verbessert – optimierte Beadsanlage genannt wird, sorgen Druck und Hitze dafür, daß dem Produkt die Feuchtigkeit entzogen wird und sich kleine Körnchen bilden.
Durch dieses neu entwickelte Verfahren, dessen Endprodukte gekörntes Spee und Spee-color – das neue Waschmittel bis 60 °C – sind, entstand ein konzentrierteres, durch Grobkörnigkeit besser lösbares Produkt. Nur wenige Arbeiter sind in dieser Anlage tätig, die von einer zentralen Meßwarte aus gesteuert wird.
Von hier gelangen die noch warmen weißen Körnchen über ein großes, ungefähr 140 m langes Förderband zur Hauptpackerei. Es ist aber noch nicht das fertige Spee, ihm werden Bleichmittel und Parfüm zugemischt. Moderne Packautomaten legen jetzt „letzte Hand" an und regeln – angefangen vom Einfüllen des fertigen Produktes über das Zukleben der Kartons bis hin zum ordnungsgemäßen Einpacken in Versandkartons – vollautomatisch die ganze Arbeit.
Nun kann das fertige Produkt wieder per Waggon seine Reise antreten. Es gelangt von den Geschäften in die Haushalte und wartet auf seinen „Waschtag".

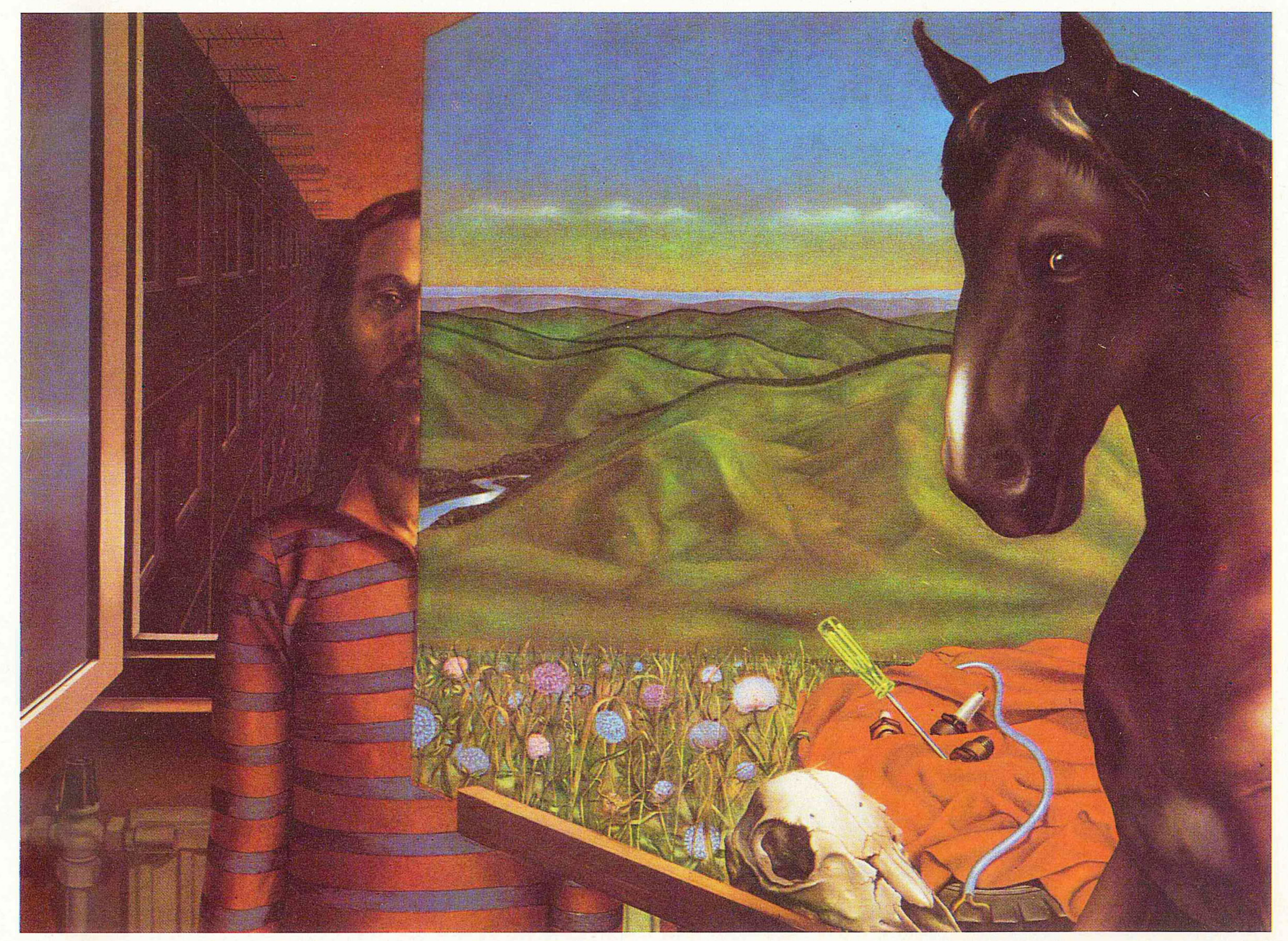
Habt ihr Lust, zum Schluß eine kleine Rechenaufgabe zu lösen? Pro Minute werden in der Abteilung Hauptpackerei ungefähr 1000 Pakete verpackt. Wie viele Pakete sind es an einem Tag, wenn die Arbeiter im Drei-Schicht-System arbeiten?
Schickt eure Lösungen bis zum 30. August 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Vergeßt auf eurer Karte nicht die Adresse und das Alter!
Wir bedanken uns mit originellen Souvenirs.

Text: Renate Bredereck

Bedeutendster Produzent haushalt-chemischer Konsumgüter innerhalb der DDR ist der VEB Kombinat Haushaltchemie Genthin. 8 500 Werktätige produzieren in sieben Kombinatsbetrieben eine breite Palette hochwertiger Erzeugnisse. Das sind Waschmittel, Geschirrspülmittel, Weichspüler, Kerzen, Klebstoffe, Autopflegemittel, Mal- und Farbkästen, Modelina, Plastelina, Lederpflegemittel. Stammbetrieb des großen Kombinates ist der VEB Waschmittelwerk Genthin.


Foto: VEB Waschmittelwerk Genthin, Zeichnungen: Jürgen Schumacher

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Uwe Pfeifer (geb. 1947), DDR, „Erinnerungen an die mongolischen Berge", 1978, Öl

Bild des Monats 7/81



Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
	1	2	3	4	5	6

1	2	3	4	5
4	3	2	5	1
3	4	5	1	2
2	5	1	3	4
5	1	4	2	3



2



1

COMPUTER

A
1
2
3

ODER

1
2
3

3
2
1
A

SPIELER

Spiel gegen den Computer

BASTELANLEITUNG:

Bohrt mit einer Nadel vorsichtig die Mittelpunkte der Kreisscheiben und die Mittelpunkte der Zeichnungen auf dem Rechteck vor. (Mittelpunkt der Scheibe, die der Junge in den Händen hält und Mittelpunkt der mit einem Kreuz bezeichneten Scheibe des Computers.)
Das Rechteck jetzt an der punktierten Linie falten. Die Abbildung mit dem Jungen muß obenauf liegen. Legt dazwischen die Scheibe 1 zwischen das gefaltete Rechteck (die Vierfarbseite nach oben). Mit einer kleinen Musterklammer oder einem Druckknopf das Ganze schließen. Die Kreisscheibe muß sich leicht drehen lassen.

SPIELANLEITUNG (zu Scheibe 1, grün):

Zu Beginn des Spieles die Scheibe so einstellen, daß die beiden A genau übereinanderstehen. Von den 18 Kreisen der runden Scheibe werden abwechselnd vom Spieler und Computer 1, 2 oder 3 Kreise in Pfeilrichtung bis zum Anschlag gedreht. Wer das letzte Feld (schwarzer Kreis) nehmen muß, hat verloren.
Da der Computer das Gerät nicht selbst bedienen kann, muß der Spieler für sich und den Computer drehen. Für den Computer wird die Scheibe jeweils um die Anzahl von Feldern gedreht, wie es im kleinen Fenster angezeigt wird.
Halte dich genau an die Spielregeln. Ärgere dich nicht, wenn der Computer häufiger gewinnt. Die Gesetzmäßigkeit des Spieles wurde ihm einprogrammiert. Du mußt erst durch gründliche Überlegung den Weg zum Gewinnen herausfinden.
Das Minuszeichen im eckigen Fenster bedeutet: verloren!

Spielanleitung (zu Scheibe 2, orange):

Gespielt wird auch mit der zweiten Scheibe wie in der Anleitung oben beschrieben wurde. Aber wer das letzte Feld (schwarzer Kreis) nehmen kann, der hat gewonnen. Das Pluszeichen auf der zweiten Scheibe bedeutet: gewonnen! Die Scheiben könnt ihr beliebig auswechseln.

Idee: Josef Weps
Zeichnungen: Otto Sperling

